

Wolfsmille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0,15 Zloty. Anzeigen unter Text 0,60 Zloty, von außerhalb 0,80 Zloty. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

❖ Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens ❖

Abonnement: Vierteljährig vom 1. bis 15. 7. cr. 1,65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königsbrunn, Kronprinzstraße 6, sowie durch die Postposten.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postfachkonto P. R. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprechanhänge: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Wechsel in der Leitung der Handelsvertragsverhandlungen?

Gesandter Kaufsch in Berlin — Nächste Woche Kabinettsentscheidung — Baldige Aufnahme der deutsch-polnischen Verhandlungen

Berlin. Der deutsche Gesandte in Warschau, Kaufsch, weiß, dem „Vorwärts“ zufolge, zurzeit in Berlin, um mit der Regierung Besprechungen über die Weiterführung der Handelsvertragsverhandlungen zu führen. Das Reichskabinett werde sich zu Beginn der kommenden Woche mit den deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen befassen. Man hoffe, daß die Verhandlungen bald wieder aufgenommen werden können.

Nach der Ankündigung des Reichskanzlers im Reichstags will das Kabinett den Versuch machen, bestimmte Richtlinien für die deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen zu finden.

Bei den Verhandlungen wird auch Dr. Hermes, der bisherige Beauftragte, zugegen sein. Man wird natürlich im Zentrum Wert darauf legen, daß Dr. Hermes Führer der Verhandlungen bleibt, während auf der anderen Seite bei den Sozialdemokraten Neigung besteht, die Verhandlungen völlig in die Hand des deutschen Gesandten in Warschau, der der sozialdemokratischen Partei angehört, zu legen. Diese persönlichen Fragen werden nach dem Standpunkt einer Mehrheit des Kabinetts über das Programm für die deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen entschieden werden.

Die Bilanz der Enttäuschung

Die Befürworter des Staatsstreichs von 1926 sind gewohnt, das Schicksal der polnischen Republik aufs Engste mit dem Marschall Pilsudski zu verbinden. Und leider hat sich auch das Ausland diese Version zu eigen gemacht, so daß niemand auf die Siniernänner um Pilsudski blickt, sondern alles, was immer auch in Polen geschieht, auf den ersten Marschall zurückführt. Ohne Zweifel mag dies bis zu einem gewissen Grade berechtigt sein, ganz trifft es doch nicht zu. Die, die von diesem Kurs bisher am meisten enttäuscht worden sind, sind wohl die Minister und nächsten Mitarbeiter Pilsudskis selbst, die in seiner letzten Erklärung nicht gerade glimpflich behandelt worden sind. Und mit Recht betonte der sozialistische „Robotnik“, daß ein solches Interview niemals die Öffentlichkeit erblicken würde, wenn die Mitarbeiter Pilsudskis etwas von dem Charakter ihres Chefs übrig hätten. Man war bisher gewohnt, einfach die ganzen Erscheinungen und besonders die sogenannte Sanierung als ein Werk Pilsudskis hinzustellen, und mit diesem Kult hat man auch die Wahlen durchgeführt. Man hat denn auch die wiederholten Angriffe des Marschalls auf die Volksvertretung als ein Zeichen seiner Kraft und auf seine Popularität im Volk zurückgeführt und doch muß man nach der letzten Erklärung des Marschalls zu der Ueberzeugung kommen, daß diese Erklärung nur der Ausfluß verzerrter Hoffnungen, das Werk der ganzen Enttäuschung ist, die der Marschall nach zweijähriger Tätigkeit erlebt hat.

Weil doch alles anders kommt, als wie es der Marschall erwartet hat, die Widerstände gegen sein System immer schärfer werden und letzten Endes die Wahlen gerade bewiesen haben, daß die Mehrheit des polnischen Volkes trotzdem das System ablehnt, ist der Marschall auf die Volksvertretung als Ausdruck der Volksmeinung zu erbost und hat sie mit „Ehrenworten“ bedacht, die wir nicht wiederholen wollen. Und wir glauben, daß sich wohl niemand eine so klare Ueberblick über die Verhältnisse und die Lage in Polen gebildet hat, wie der Marschall Pilsudski, der eben im Interesse dieses Polens recht wohl weiß, daß die Beseitigung der Demokratie und die Aufrichtung einer Diktatur mit Hilfe des Militärs unfehlbar zum Niedergang des polnischen unabhängigen Staatswesens führen muß. Polen ist nun einmal ein Nationalitätenstaat, und gerade die Vertreter der Weißrussen und Ukrainer haben nie im Sejm darüber Zweifel gelassen, daß sie sich mit dem heutigen Schicksal nicht abfinden. Und betrachten wir die Beziehungen Polens zu seinen Nachbarn, so würden diese eine Diktatur ganz nach Wünschen der Militärführer nur begünstigen, da dann der Nationalismus freie Bahn hätte; denn mit den Linksparteien in Polen würden die Militärs rasch fertig sein, sich bald mit ihrer Staatskunst an den Minderheiten reiben müssen, was naturgemäß zunächst zu Interventionen und schließlich zur Katastrophe führen würde. Wenn Pilsudski trotz seiner Gegnerschaft zur Volksvertretung diese trotzdem nicht nur verfassungsgemäß geduldet hat, sondern auch den neuen Sejm noch wählen ließ, so waren die hier oben gekennzeichneten Momente mit von ausschlaggebender Bedeutung.

Die Hoffnung, die man dem Marschall durch die Vereinnahmung der wernatürlichsten Parteien zum sogenannten „Regierungsbündel“ machte, in der sicheren Erwartung, daß dadurch eine Mehrheit für Pilsudski im Sejm zustande kommt, endete mit einer neuen Enttäuschung; das System Pilsudskis hat nicht nur nicht die Mehrheit nicht erlangt, sondern schon in der ersten Budgetberatung machten sich in dieser „Regierungspartei“ Strömungen geltend, die sicher zur Spaltung in dieser Gruppe oder Gruppen führen werden, außerdem ist nur geringe Möglichkeit vorhanden, daß mittels des Sejms eine Verfassungsänderung durchführbar ist. Unter solchen Umständen ist es verständlich, daß der Marschall sich von diesem Sejm abwenden will, nichts mit ihm zu tun haben mag, nachdem er in keiner Hinsicht seinen Wünschen entspricht. Man muß schon darauf Bezug nehmen, daß es doch die Absicht war oder besser gesagt das einzige Ziel, wie es sowohl Slawek als auch Radziwill betont haben, mit diesem Sejm die Verfassung derart zu ändern, daß die Volksvertretung, beziehungsweise ihr Einfluß völlig ausgeschaltet wird. Erweiterung der Rechte des Staatspräsidenten und völlige Unabhängigkeit des Ministerpräsidenten vom Parlament, der Sejm nur noch eine Attrappe. Dieses Ziel kann nicht auf legalem Wege erreicht werden; darum die Festigkeit, mit der Marschall Pilsudski diesen Sejm ablehnt, ihn aber doch nicht davonjagt, sondern geistig machen will. Die Antwort kam wohl auch aus allen Richtungen, ein Teil der Senatoren eingeschlossen, der

Bandervelde für die Rheinlanddräumung

Paris gegen jedes Nachgeben

Brüssel. Der belgische Außenminister Hymans hielt vor der Kammer eine Rede über die belgische Außenpolitik. Auf die Regierungserklärung des Reichskanzlers Müller bezüglich der Abänderung des Dawesplanes eingehend, erklärte er, daß Belgien das größte Interesse habe, einerseits seine Sicherheit, andererseits sein Anrecht auf die Reparationen, die ihm für die erlittenen Schäden zustehen, gewahrt zu sehen.

In der sich daran anschließenden Aussprache trat der ehemalige Außenminister Vandervelde für die Rheinlandsdräumung ein. Er betonte, daß die Belegung des Rheinlandes seinen Einfluß auf die Sicherheit Belgiens und die Erfüllung des Dawesplanes habe und für Belgien nur lästig sei. Außerdem widerspreche die Aufrechterhaltung der Belegung des Rheinlandes dem Art. 1 des Völkerbundsstatutes. Weiter forderte Van der Velde die Revision des Dawesplanes und sand bei den Sozialisten und islamischen Katholiken großen Beifall.

Französische Unnachgiebigkeit in der Rheinlandfrage

Paris. Die französischen Blätter beschäftigen sich eingehend mit der Erörterung über die Reichskanzlerrede und den Voraussetzungen für eine vorzeitige Rheinlanddräumung. Der „Temps“ stellt fest, daß die Sozialdemokraten in der Frage eines Ost-Locarno eine ebenso unnachgiebige Stellung zeigen

wie die bürgerlichen Parteien. Deutschland wolle seine Ostgrenzen nicht durch Gewalt ändern, im übrigen aber sich die Hände nicht binden und die Zukunft abwarten. Das erste Bekenntnis der neuen Regierung zur Republik bedeute tatsächlich eine Wendung in der Geschichte Deutschlands, doch bedürfe es ganz anderer Dinge, um das allgemeine Vertrauen zu Deutschland zu festigen und die europäische Staatsordnung endgültig zu konsolidieren. Das „Journal de Debats“ führt zu der Rede Breitscheidts aus, Breitscheidt dürfe nicht übersehen, daß die französischen Sozialisten eine sofortige Räumung des Rheinlandes ohne Gegenleistung forderten. Ebenso wie Briand machten sie jedoch die Rheinlanddräumung von verschiedenen Bedingungen abhängig.

Wenn nach dem Ausdruck Breitscheidts Deutschland ein moralisches Recht auf sofortige Räumung habe, so hätten die Franzosen und Alliierten ein moralisches und durch Gesetze festgesetztes Recht, auf die genaueste Erfüllung aller Klauseln des Versailler Friedensvertrages. Unter der Ueberschrift „Regel zuerst die Schulden“ schreibt der „Intransigent“: Die deutsche Wahl hätte im Reichstage eine neue Majorität gebracht. In der Frage der auswärtigen Politik sei aber keine Aenderung eingetreten. Breitscheidt habe Frankreich nicht einmal mehr einen Handel vorgeschlagen, sondern nur eine Rechnung präsentiert. Die Räumung des Rheinlandes und die Einhaltung des Dawesplanes gehörten zusammen.

Startbereitschaft des neuen Zeppelin

Stuttgart. Die ersten Probezüge des Zeppelinluftschiffes werden sich nun doch noch bis Ende Juli verzögern. Das Luftschiff selbst ist zwar so gut wie fertig, d. h. es bedarf nur noch weniger Tage, um es startfertig zu machen. Dagegen ist das Gaswerk, das den Gasbetriebsstoff liefern soll, wider Erwarten nicht rechtzeitig fertig geworden. Inzwischen werden aber auf der Werft sorgfältig die Prüfungs- und Kontrollarbeiten noch einmal durchgeführt. Man rechnet mit den ersten Vertagsflügen nicht vor den letzten Tagen des Juli. Diese ersten Flüge gelten lediglich der Feststellung der Betriebsfähigkeit des Schiffes und werden vom Werkspersonal nur in die aller nächste Umgebung ausgeführt. Eine etwas längere Fahrt, die sich etwa auf eine Stredenlänge Friedrichshafen—München ausdehnen wird, bildet gewissermaßen die Zulassungsprüfung für das Luftschiff. Erst nach offizieller Zulassung des Luftschiffes für den Luftverkehr

geht es von der Werftgesellschaft des Zeppelinkonzerns in dessen Verkehrsgeellschaft über und erst dann beginnen die öffentlichen Fahrten. Die ersten öffentlichen Flüge, die wahrscheinlich auch über Teile der Schweiz führen werden, dienen vor allem der Erprobung der Leistungsfähigkeit des Luftschiffes. Die Amerikafahrt soll nach Möglichkeit noch im Sommer stattfinden. Für den Flug um die Erde noch in diesem Jahre ist rechtzeitige Verfertigung von Betriebsgas nach Japan Voraussetzung.

Die Hauptaufgabe des Luftschiffes besteht darin, den Beweis für die Wirtschaftlichkeit und die Betriebsfähigkeit des Luftschiffverkehrs zu erbringen. Das Schiff ist deshalb auch nicht zu irgendeinem Spezialzweck gebaut worden, also weder als Ausflugs-, Passagier- oder Postschiff, noch für einen besonderen Weg, wie etwa für den Verkehr Spanien—Südamerika gedacht.

Die Genfer Handelskonvention angenommen

Genf. Die diplomatische Handelskonferenz zur Abschaffung der Ein- und Ausfuhrverbote sahte am Freitag folgenden Beschluß: Für das Inkrafttreten der Konvention zur Abschaffung der Ein- und Ausfuhrverbote ist die Ratifikation von 18 Staaten erforderlich, unter denen sich Deutschland, Österreich, Amerika, Frankreich, England, Ungarn, Italien, Japan, Polen, Rumänien, Jugoslawien, die Schweiz, die Tschechoslowakei und die Türkei befinden müssen. Die Ratifikationen müssen spätestens am 30. September 1929 vorliegen. Die Konvention wird dann am 1. Januar 1930 in Kraft treten. Am 30. Juni 1930 müssen die nach Artikel 6 nicht anerkannten Verbote erlöschen. Sollten die Vereinigten Staaten infolge der besonderen politischen Lage bis zu dem vorgeschriebenen Termin nicht ratifiziert haben, so tritt die Konvention trotzdem in Kraft, wenn die Zustimmung aller beteiligten Staaten vorliegt.

Englands Antwort auf die Kelloggnote

London. Die letzte Note des Staatssekretärs Kellogg im der Kriegsverzichtfrage wird in London zur Zeit noch aufmerksam geprüft, besonders in bezug auf die sich unter dem Völkerbunds-pakt und den Locarnoverträgen ergebenden Verpflichtungen. Die Prüfungsarbeiten stehen praktisch vor dem Abschluß. Die juristischen Sachverständigen des Auswärtigen Amtes sind zur Zeit nur noch damit beschäftigt, der englischen Antwort an die Vereinigten Staaten den letzten Anstrich zu geben, um jede Gefahr von Mißverständnissen und verschiedenartiger Auslegung durch die Signatarstaaten zu verhindern. Trotzdem man nach Möglichkeit jede Verzögerung in der Abendung der Note vermeiden will, werden die gegenwärtigen Arbeiten der juristischen Abteilung des Foreign Office für unumgänglich erachtet.

In einer Rede über die englisch-amerikanischen Beziehungen auf dem nationalen Friedenskongreß erklärte Lord Cecil am Freitag, er hoffe, daß die Regierung in Kürze ohne besondere Vorbehalte eine zustimmende Antwort geben werde.

Staatsstreich wird in zweiter Form angekündigt durch eine Verfassungsänderung, die nicht vom Parlament, sondern vom Diktator kommt, und da der erste Marschall sich jederzeit dem Staatspräsidenten zur „Rettung Polens“ zur Verfügung gestellt hat, so ist es wohl nur zu deutlich, woher der Wind weht. Man hat ja durch die vorzeitige Schließung des Sejms bis zum Herbst schon darauf verwiesen, daß die Entscheidungsschlacht erst im Herbst ausgetragen wird. Hier die Offensive ergriffen zu haben, bleibt wiederum das Werk des Marschalls.

Bisher haben uns alle polnischen Staatsmänner mit Genugtuung versichert, daß die polnische Verfassung die demokratischste und die freiheitlichste ist. Der erste Marschall, unter dessen Führung sie geschaffen wurde, findet sie zu eng, wünscht ihre Beseitigung, weil sie seine Rechte einengt. Nun muß man verstehen, daß der verfassungsgebende Sejm auch den Marschall und seine Impulsivität kennen gelernt hat und aus diesem Grunde jene Einschränkungen in die Verfassung eingebracht hat, die das Recht des Staatspräsidenten sehr eng umschreiben. Damals hat es der Marschall abgelehnt, der Verfassung gemäß zum Staatspräsidenten gewählt zu werden, und als er nach dem Maimarsch gewählt wurde, hat er die Annahme des Amtes verweigert und dafür den gegenwärtigen Träger Moscicki wählen lassen. Aber der erste Marschall, dessen Verdienst um die Unabhängigkeit niemand schmälern will, hat sich mit diesem Los nicht abfinden wollen und hat seinen Feinden von 1922 die Antwort durch den Staatsstreich vom Mai 1926 erteilt, an der Situation aber nichts gebessert. Wohl hat er die sogenannte Reaktion um Witos und Korfanty gesprengt, die Rechtsstreife zerstört, aber kein Gegengewicht für eine Volksmehrheit schaffen können. Und das ist wiederum eine Enttäuschung, die eine Persönlichkeit wie Pilsudski nicht ertragen will und sich schließlich zu Erklärungen hinreißt, wie sie jetzt nicht nur Polen, sondern auch das Ausland beschäftigen.

Die Schönfärberei, mit der die Sympathiker des heutigen Kurses über die Lage Polens berichten, hat ihre Schattenseiten, die nur allmählich zum Vorschein kommen. Ob wir dies hinsichtlich der Wirtschaftslage, der Außenpolitik, der Innenpolitik betrachten, es ist bei weitem nicht also, als ob der Bestand in jeder Beziehung nicht auch Ueberraschungen bringen würde. Und die Teuerung und die Handelsbilanz sprechen für sich. Die Erhöhung des Militärbudgets kann die besten Friedensschlameien nicht übertönen und das ist es, was der Marschall wohl selbst über die heutige Situation Polens fühlt und heute sich selbst als Gefangener des eigenen Geistes begreift. Und hier wiederholen wir, daß es noch eine andere Aufgabe gibt, dem Volk und Lande zu dienen, als die Lohndelei und diese besteht darin, daß man die Wahrheit sieht, wie sie ist, ohne jede Schönfärberei, mag dies auch der Größe des Staatsmanns Pilsudski weniger bequämlich sein. Alle Kraftbestrebungen, die in der Erklärung des Marschalls zum Ausdruck kam, ist doch nur das Resultat der unerfüllten Hoffnungen, die Bilanz der Enttäuschungen nach zweijähriger „demokratischer“ Diktatur.

Eine „Abwehrwoche“ in Sowjetrußland

Kowno. Nach Meldungen aus Moskau begann am Sonntagabend die Abwehrwoche, zu der 15 Millionen Teilnehmer gemeldet sind. Die Veranstaltung hat zum Ziele, die Rüstungen der Sowjetunion als Antwort auf die Ablehnung der russischen Abrüstungsvorschläge in Genf. In Moskau findet ein Aufmarsch der Spieler und der Sportverbände statt, die der Kriegskommissar abnehmen wird.

Stephan Raditsch lehnt ab

Belgrad. In den späten Abendstunden des Freitags wurde Pribitschewitsch wieder vom König empfangen um diesem die Stellung Stephan Raditschs zu einer eventuellen Betrauung mit der Bildung einer Konzentrationsregierung mitzuteilen. Nach dem Empfang teilte Pribitschewitsch der Presse mit, daß Stephan Raditsch den Auftrag zur Bildung einer Konzentrationsregierung nicht annehmen könne. Die politische Lage Jugoslawiens mache die Auflösung der Suplihtina und die Ausschreibung von Neuwahlen erforderlich.

Louba der Spieler

Roman von Edgar Wallace.

24) „Was tust du hier, Berni?“ fragte er sie. „Ich war im Begriff, ins Haus zu gehen... zu Louba... ich konnte es nicht mehr länger ertragen.“ „Du wolltest also zu Louba?“ „Ja. Das schien der einzige Ausweg. Ich habe jemand auf ihn warten sehen und wollte ihm das sagen... es war ein kleiner Mann. Ich hätte dich nicht verraten.“ „Du wolltest um diese späte Zeit noch zu Louba?“ „Ich wußte nicht, ob du dort bist, oder wartst oder noch kommen würdest... Ich konnte nicht nach Hause gehen, bevor ich das wußte. Deshalb entschloß ich mich, hineinzugehen und nachzusehen, ob Louba zu Hause sei. Ich hätte ihm sagen können, daß ich diesen Mann vor dem Hause gesehen hätte, und konnte ihn warnen. Ist er da? — Louba? Ist er zu Hause?“ „Ja... er ist zu Hause.“ „Und du hast ihn gesehen, Frank? Du hast dich mit ihm gestritten? — du hast...“ Sie wagte nicht, ihn um noch genauere Angaben zu bitten. „Du mußt nach Hause, Berni. Erzähle niemandem, daß du hier warst. Hat dich jemand am Gartentor gesehen?“ „Ich weiß nicht. Ich glaube nicht. Aber sage mir, was du gemacht hast, Frank.“ Sie schluckte auf und hielt sich an seinem Rock fest. „Sag es mir bitte. Ich muß es wissen, Frank!“ „Ich habe nichts gemacht. Geh jetzt nach Hause, Berni. Ich möchte mir Bielelei überlegen.“ „Du sagst, Louba war da. Etwas muß zwischen euch doch vorgefallen sein.“ „Berni, ich konnte keine Schuldheime von dir finden. Wie hoch war doch die Summe? Er hatte sie in seinem Besitz? Du hast sie mit eigenen Augen gesehen?“ „Ja. Fünzigtausend Pfund. Er hatte sie gestern Abend in Sir Harry Marshlens Haus bei sich.“ „Und vernichtete sie nicht, nachdem du versprochen, ihn zu heiraten?“ „Erst nachdem wir verheiratet wären, wollte er es tun. Er sagte, er wolle sie mir dann zurückgeben. Oh, mach dir keine Sorgen um die Scheine oder um mich! Es geht um dich, Frank! Sage mir doch endlich, was vorgefallen ist?“

Der Mobileretter Lundborg in Sicherheit

Berlin. Nach einer Meldung des „Berliner Tageblatts“ aus Stockholm hat das schwedische Marineministerium auf Anfrage mitgeteilt, das Leutnant Schylberg, der Lundborg mit dem Flugzeug gerettet hat, in erster Linie von der Erwägung geleitet war, daß Lundborg für die weitere Rettungsaktion der übrigen Schiffbrüchigen notwendig sei. Deswegen habe man zunächst an die Rettung Lundborgs gedacht, ehe die anderen Leute der „Italia“-Mannschaft in Betracht kommen.

Die beiden schwedischen Maschinen 255 und 257 haben am

Donnerstag ein kühnes Wagstück vollbracht. Trotz des Nebels sind sie bis zum Lager Lundborgs geflogen und warfen dort Proviant ab. Bei dieser Gelegenheit erblickte der Führer der Maschine 255 eine offene Wasserfläche und wagte sofort eine Landung, bei der er auch von Lundborg gefischt wurde. Lundborg wurde an Bord genommen und zu Quest zurückgebracht. Das Wetter hat sich inzwischen gebessert und man hofft noch im Laufe des Sonntags die übrigen auf dem Eise Zurückgebliebenen in Sicherheit zu bringen.



Anfall oder Selbstmord?

Der bekannte belgische Finanzmann Alfred Löwenstein, der nur in eigenen Flugzeugen reiste und deshalb „der fliegende Bankier“ genannt wurde, ist am 4. Juli auf einer Luftreise von London nach Brüssel über dem Vermeerkanaal aus seinem Flugzeug gestürzt und ertrunken.

Brüssel. Aus dem Nachrichtenwirrwarr über das Verschwinden Löwensteins ergibt sich bisher nur das eine mit Gewißheit: Das gesamte Personal, das ihn begleitete, ist außerordentlich schweigend und bekundet eine auffallende Ruhe. Dabei ergeben sich verschiedene Fragen: Warum kehrte der Pilot nicht umgehend nach England zurück, das näher lag? Warum bediente er sich nicht umgehend der an Bord befindlichen Funkanlage, die völlig in Ordnung war, um die nächste Station von dem Vorfall in Kenntnis zu setzen? Warum flog der Pilot, um Brüssel zu erreichen, nicht die allein übliche Linie Dover—Kap Gris Nez? Warum erfolgte dann plötzlich die Landung an einer verlassenen Küste, während einige Minuten der Lufthafen von Dünkirchen zu erreichen war? — Soviel Fragen, soviel Zweifel. Gerade die Landung erscheint das Merkwürdigste. Wenige Minuten weiter hätte bedeutet, daß man sofort Telefon, Telegraph und alle Hilfsmittel vorgesunden hätte. So aber konnten Hilfsmittel erst nach Stunden durchgeführt werden.

Ein Redakteur des Dünkirchener „Nord Maritime“ hatte ein Gespräch mit einer der Stenotypistinnen. Sie erklärte: „Ein Selbstmord kommt nicht in Frage, denn Herr Löwenstein stand ganz und gar nicht vor einem „Kraach“. Als der Journalist weiter fragen wollte, erschien der Kammerdiener. Sein plötzliches Auftreten genigte, um die Dame zum Verstummen zu bringen, wie überhaupt dieser Diener die stärkste Befähigung zeigt, alle Zeitungsleute zu verjagen.“

Roman Knoll in Berlin eingetroffen

Berlin. Der neue polnische Gesandte für Berlin, Roman Knoll, traf Freitag vormittag in Berlin auf dem Anhalter Bahnhof ein. Er wurde von dem gesamten Personal der polnischen Gesandtschaft, sowie vom Stellvertreter des Chefs des Protokolls im Auswärtigen Amt empfangen. Der neue Gesandte wird am 11. Juli dem Reichspräsidenten sein Beglaubigungsschreiben überreichen.

Heute Ausreise der Udet-Expedition

Hamburg. Die Ausreise des Expeditionschiffes „Cattaro“ zur Hilfeleistung der Italiemannschaft, dürfte kaum vor Sonnabend Abend erfolgen. Der Flieger Udet ist noch nicht in Hamburg eingetroffen, sondern weilt zur Zeit noch in Berlin, wo im Reichsverkehrsministerium noch Beratungen abgehalten werden. Auf dem Flugplatz in Fuhlsbüttel sind die Vorbereitungen getroffen, um die Udetischen Flammjagdflugzeuge sofort nach ihrem Eintreffen abzumontieren und an Deck des Expeditionschiffes zu bringen. Wie verlautet, soll als meteorologischer Sachverständiger Prof. Pribitsch von der Meteorologischen Versuchsanstalt Lindenberg an der Expedition teilnehmen.



Udet hilft der „Italia“-Mannschaft

Der deutsche Sportflieger Ernst Udet wird in einigen Tagen mit zwei seiner kleinen Flammjagdflugmaschinen und einem zweiten Piloten nach Spitzbergen fahren, um sich an dem Rettungsversuch für die Mobile-Gruppe zu beteiligen. Die Flammjagdflugzeuge sind hierfür besonders geeignet, da sie auf kleinstem Raum landen können. Im Bilde: Udet vor seinem Flammjagdflugzeug.

General Feng will sich nicht fügen

Peking. General Feng wird in Peking erwartet, wo er die Verhandlungen mit Chiangkai-shek aufnehmen soll. General Feng erklärt in einem Armeebefehl, daß seine Armee ihm und nicht der Nanjingregierung unterstellt sei. Er sei bereit, den Feldzug gegen Wüden aufzunehmen, und ersucht die Nanjingregierung um die Genehmigung hierzu. Chiangkai-shek verlangt von der Nanjingregierung die Beilegung des Generals Feng und die Ernennung eines Mitgliedes der Kuomintang an seiner Stelle.

„Möglich, daß es nichts schadet, wenn man sie findet... wenigstens soweit es dich betrifft. Niemand könnte dich bezichtigen... und er hat, soviel ich weiß, keine Erben...“

Dennoch schaute er nach Brammore House zurück, als ob er sich überlegte, ob er zu einer weiteren Nachforschung zurückgehen sollte.

„Wie konntest du nach diesen Dingen suchen, wenn er da war... es sei denn, daß...“ Die Worte erstarben ihr auf den Lippen. Ihre Zähne schlugen wie im Frost aufeinander.

„Geh nach Hause, Berni, geh nach Hause!“ flüchte er sie an und drängte sie nach der Richtung der Edwards Street zu. „Und merk dir: du weißt nichts von heute Abend! Du kommst nicht hierher, du sagst mich nicht... Geh schnell nach Hause und vergiß, daß du herkamst.“

„Frank, ich kann nicht, bevor ich nicht weiß...“ Immer noch konnte sie die Worte nicht bilden, so zuckten ihre Lippen. „Berni,“ sagte er und beugte sein Gesicht über das ihre. „Ich habe Louba gesehen, aber ich schwöre, ich habe ihm kein Leid angetan. Stelle keine Fragen. Glaub mir das und geh jetzt wirklich nach Hause.“

Sie glaubte ihm aus dankbarem Herzen. Beinahe wäre sie vor übergrößer Sorge um ihn zusammengebrochen. Sie wollte keine Fragen mehr stellen wegen seines Besuches bei Louba. Sie war es mehr als zufrieden, sich an seine Versicherung zu halten und allem, was ihren Glauben erschüttern konnte, aus dem Wege zu gehen.

„Willst du mich denn nicht nach Hause bringen?“ fragte sie. „Nein, Berni. Entschuldige mich bitte. Ich...“

„Was wartest du denn hier noch?“

„Ich warte doch gar nicht. Ich muß noch einen Freund sprechen, das ist alles.“

Er lief fast von ihr fort und verschwand so plötzlich im Nebel, daß seine von heftiger Gemütsbewegung durchzitterte Stimme noch in der Luft zu schwingen schien, als seine Schritte schon längst verhallt waren.

Kurz danach zwang er sich zum Gehen, fuhr aber nervös herum, als er einen leichten, kleinen Schritt hinter sich hörte. Er drückte sich flach gegen eine Hauswand, um die Schritte vorbeizulassen; statt dessen hielten sie bei ihm an.

„Wie geht es Louba?“ flüsterte jemand begierig, so daß ihm der Schweiß heftig auf die Stirn trat.

„Was zum... was wollen Sie überhaupt?“ knurrte er und warf einen forschenden Blick in das Gesicht vor ihm.

„Ich interessiere mich doch so für Louba,“ murmelte die sanfte Stimme. „Ich sah Sie hineingehen... und wieder heraustrumpfen. Ich bin froh, daß Sie die junge Dame nach Hause geschickt haben. Es wäre nicht gut, wenn sie auch noch mit in die Sache verwickelt würde.“

„Was für eine Sache?“ fragte Leamington barsch. „Nun... sagten Sie nicht, Louba sei etwas zugefallen?“ wollte der andere wissen.

„Nein!“

„Natürlich nicht, Sie haben ganz recht, nichts darüber zu sagen,“ stimmte der kleine Mann freundschaftlich zu.

In Leamingtons Hals schnürte sich etwas zusammen, aber er zwang sich zum Kampf.

„Sie begehen da irgendeinen Irrtum,“ sagte er. „Ich kenne niemand des Namens, den Sie da erwähnten, und ich war auch nirgends.“

„Natürlich nicht, stimmt alles,“ entgegnete der andere mit einer Bereitwilligkeit, die für Franks überanstrengte Nerven mehr Drohungen zu enthalten schien als der ausgesprochene Widerspruch. „Aber machen Sie sich jetzt davon. Bleiben Sie nicht hier in der Nähe. Machen Sie sich so schnell wie möglich aus dem Staube.“

„Warum denn? Was wollen Sie eigentlich von mir?“ rief nun Frank. Seine Stimme wurde desto lauter, je mehr ihn die Selbstbeherrschung verließ.

„Nein! Er hat meinen einzigen Sohn umgebracht und ich wußte es ja immer, daß er dafür büßen mußte. Ich habe nie mein Vertrauen verloren... nein, nicht einen Augenblick, während all der vielen Jahre. Man kann keinen Mord begehen und ungestraft ins Grab sinken. Mord kann nicht ausgelöscht werden, selbst nicht auf dieser Welt. Ich habe gewartet. Ich bin ihn überallhin gefolgt, aber — ich glaube, ich kann endlich beruhigt nach Hause gehen!“ Das letzte sagte er mit einem Lächeln, das in seiner Glückseligkeit für Frank Leamington etwas Schauerliches an sich hatte.

Er verlor den Kopf. Er wollte von diesem kleinen Mann fort, der aus dem Nebel aufgetaucht war, um ihm in die Seele zu schauen, so schien es, genau wie er aus der Nähe des Wohnzimmers Loubas weg wollte.

„Sie sind wahnsinnig!“ flüchte er mühsam hervor und gab verzweifelt.

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Eine eigenartige Verfügung

Von der Grabgrube wird uns berichtet, daß die Berginspektion der Zürst. Bleiischen Gruben eine Verfügung erlassen habe, nach der in Zukunft der Urlaub nur mit Genehmigung der Betriebsführer erteilt werden kann. Dieser wiederum verlangt von den Antragstellern einen schriftlichen Nachweis, daß der Urlaub wirklich benötigt wird, der von der Polizei oder dem Pfarramt ausgestellt sein muß.

Eine derartige Verfügung ist als eine Unverschämtheit sonderergleich zu brandmarken, verliert sie zudem glatt gegen Paragraphen 17 der auf den Zürst. Bleiischen Gruben geltenden Arbeitsordnung. Die organisierten Arbeiter dürfen sich unter keinen Umständen eine so eigenartige Verordnung, die einschneidend in ihr Privatleben greift, gefallen lassen. Was hat eigentlich die Polizei und der Pfarrer auf den Gruben zu tun. Die eine sollte sich mehr um das lichterleuchtende Gefinde kümmern, von dem es bei uns Regionen gibt, und die Herren Geistlichen in dem Bleiischen Sprengel mögen zusehen, daß die schreiende Not der Witwen und Waisen sowie Invaliden gelindert werde. Hoffentlich werden die Befehlshaber des Bleiischen Kohlenmagnaten eine richtige Antwort zu finden wissen. Oder wollen sie wie Schafe zur Polizei und Pfarramt wandern. Das wäre traurig.

Aber bestimmt gehen wir nicht fehl, daß es solche Schafe genug geben wird. Ueberhaupt ist es für die betreffenden Besitzungen bezeichnend, daß eine solche Verfügung, die ihresgleichen sucht, erlassen wurde. Vielleicht geht eines Tages die Berginspektion noch weiter und verfügt, daß jeder Arbeiter sich am Sonntag in der Kirche einzufinden habe. Denn der Zürst. von Blei sowie seine Direktoren sind alle sehr fromme Christen, und trotzdem sie diejenigen, die ihnen die fetten Dividenden und Prämien verschaffen, am Hungertuche nagen lassen. Es wäre wirklich Zeit, wenn die Bergarbeiter zur Vernunft kämen und das bedeutet bis auf den letzten Mann der Organisation beitreten. Vielleicht würden dann die Herren aus einem anderen Loch pfeifen.

Die Sonntagsruhe im Friseurgewerbe

Der Kampf um die Sonntagsruhe währt weiter. Nach dreimaliger beharrlicher Verweigerung der Sonntagsarbeit glaubte man, daß in dieser Streitfrage eine Wendung kommt. Am 3. d. Mts. fand im Christlichen Hospiz eine außerordentliche Versammlung sämtlicher Innungen in Polnisch-Oberschlesien statt. Auf der Tagesordnung stand die Streikfrage. Wie wir erfahren, stellte man den Antrag, 30 Arbeitnehmer, d. h. die Führer der Aktion, zu entlassen. Wer den Beschluß nicht innehält oder einen von den Entlassenen wieder einstellt, sollte mit 100 Zloty Strafe belegt werden. Der Vorstand des Arbeitnehmerverbandes war zu dieser Versammlung für spätere Zeit geladen. Bald nach unserem Erscheinen wurde uns erklärt: Der Verband der Innungen hat beschlossen, die Geschäfte weiter offen zu halten. Sie haben am Sonntag die Arbeit wieder aufzunehmen und am darauffolgenden Mittwoch werden wir mit Ihnen verhandeln. Als Bedenkzeit wurden 15 Minuten gegeben. Wir Arbeitnehmer brachten den Vorschlag eines Kompromisses folgenden Wortlaut:

Die Arbeitgeber von Kattowitz verpflichten sich schriftlich oder persönlich, bei den zuständigen Behörden vorstellig zu werden, zwecks Erlasses einer Verordnung, welche die Geschäfte zwangsweise schließt; wir Arbeitnehmer verpflichten uns den Streik zu liquidieren. In der Uebergangszeit soll die Hälfte der Arbeitnehmer an den Sonntagen beschäftigt werden, so daß jeder Arbeitnehmer jeden 2. Sonntag frei hat, wie es auch die Gewerbeordnung der §§ 105 c Abs. 3 und 105 e vorsieht. Dieser Vorschlag wurde abgelehnt. Man schrie uns an: „Wir sind die Brotgeber“. Obermeister Richard ersuchte vergebens um Ruhe. Ein großer Teil der Arbeitgeber hatte bereits viel zu tief ins Glas geschaut, infolgedessen schlugen sie einen derartigen Skandal, den man sonst nur in den ordinärsten Spelunken, wo der Auswurf der Menschheit verkehrt, zu hören bekommt. Unter diesen Umständen war eine Beilegung der Streitfrage nicht möglich.

Berufungsverhandlung im Kofberger Prozeß

Vor der Großen Strafkammer fand die Berufsverhandlung in dem Prozeß gegen 24 Mitglieder der Beuthener Traditions-Kompagnie des ober-schlesischen Selbstschutzes statt, die am 25. März eine Versammlung des polnischen Schulvereins im Lokal Pamelczyk im Stadtteil Kofberg sprengten. Den Vorsitz in der Berufsverhandlung führte Landgerichtsdirektor Sattig, während die Anklage Oberstaatsanwalt Lachmann vertrat; als Verteidiger der Angeklagten fungierte Justizrat Parkef und als Vertreter der Nebenkläger, Dr. Michalik und Häuer Rad, Rechtsanwalt Stowronek. Das erstinstanzliche Urteil vom 7. Mai lautete wegen Sprengung einer nicht verbotenen Versammlung in Tateinheit wegen Landfriedensbruchs auf 3 bis 8 Monate Gefängnis. Gegen dieses Urteil hatten sowohl der Verteidiger der Angeklagten als auch die Staatsanwaltschaft Berufung eingelegt.

Am Vormittag des Freitag kamen die Angeklagten zu Wort, während am Nachmittag die 23 geladenen Zeugen vernommen wurden. Die Angeklagten bestritten jegliche Schuld, verwickelten sich aber, wie der Vorsitzende wiederholt feststellte, in Widersprüche. Nach über einstündiger Anklagerede beantragte gegen 6 Uhr nachmittags der Oberstaatsanwalt folgende Strafen:

Hampf und Müller je neun Monate Gefängnis, Merta, Pawlas und Skladny je sechs Monate Gefängnis und für die übrigen je vier Monate wegen Hausfriedensbruchs, schwerer Körperverletzung, Sprengung einer nicht verbotenen Versammlung und Landfriedensbruchs. Bezüglich der Strafausschüttung stellte der Anklagevertreter anheim, dieselbe in der gleichen Weise zu gewähren wie in der ersten Instanz.

Grenzstädte im ehemaligen Kongreß-Polen

Wer aus Schlesien nach dem polnischen Zentrum will, der muß unbedingt über Sosnowice fahren, das hart an der schlesischen Grenze liegt und eigentlich als das schlesische Tor angesehen werden kann. Die Stadt Sosnowice ist, was Einwohnerzahl anbelangt, ungefähr so groß wie unsere Wojewodschafshauptstadt Kattowitz. Und welche ein Unterschied zwischen diesen beiden Städten. Kattowitz hat eine moderne großstädtliche Beleuchtung, Kanalisation und Wasserleitung, hat viele öffentliche Gebäude und einen modernen Handel, der seine Entwicklung durch seine Schaufensterausstellung verleiht und einen gut gepflegten Stadtpark, der von den Besuchern recht gerne besucht wird.

Sosnowice macht im Vergleich zu Kattowitz wirklich einen jämmerlichen Eindruck. Die Häuser gleichen einem hingeworfenen Steinhaufen, die Fußsteige liegen einen halben Meter höher als die Straßen, sind verwahrlost und eng so wie die Straßen selbst. Ueber die Wohnungen wollen wir hier gar nicht reden, da reichlich die Hälfte von ihnen sich für Menschen eignet. Deffentliche Unsauberkeit, gegen die man dort direkt machtlos ist, weil sie den Bewohnern angeboren wurde.

Der Handel in Sosnowice, der bekanntlich unsere schlesische Bevölkerung heranzieht, steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Geschäfte sind klein und schmutzig, die Ware wird nicht ordnungsmäßig aufbewahrt und in jedem Geschäft werden viele Artikel feilgeboten, die gar nicht zueinander passen. Die Fensterdekorationen sind direkt einzig, wie man sie kaum wieder in Europa begegnen kann. Neben paar Schuhen liegt eine große Semmel auf einem Brett und gleich daneben liegt eine Zitrone. Auf einem Bindfaden hängt auf der einen Seite ein Hering und auf der anderen Seite ein Herrentrocken. Solche Kombinationen sind dort nicht selten zu beobachten und sie beweisen, daß in dem drei Meter langen und zwei Meter breitem Laden dies alles zu haben ist.

Die Ware selbst ist meistens unsolid oder direkt Schund, und bei jedem Kauf wird gefeilscht. Das ist es gerade, was unsere Bevölkerung nach Sosnowice bezw. Bendzin nach jedem Lohn- und Beschußtag verlockt. Unfeigbar sind die Bedürfnisse der Sosnowicer und überhaupt aller dortigen Handelsleute viel bescheidener als bei uns, und das mag auch die Ursache sein, daß man in Sosnowice manchmal günstiger läuft als bei uns.

Für die schäbigen Verhältnisse in den dortigen Städten wollen wir auch die polnische Bevölkerung nicht verantwortlich machen, weil sie zur Zeit des Zartismus gar keinen Einfluß auf die Ver-

waltung ausgeübt hat. Zartistische „Jesennomits“ haben die Gemeinden verwaltet und sie auch nach zartistischer Art bestohlen. Wichtig ist jetzt, was dort auf dem Kommunalgebiete geleistet wird. Da wollen wir gleich vorausschicken, daß in dieser Hinsicht die Arbeiter drüben weiter sind als wir hier in dem großen schlesischen Industriegebiet. Die Stadt Sosnowice wird von den sozialistischen Arbeitern verwaltet und diese Verwaltung sieht man bereits von weitem. Gleich nach dem Kriege haben die Stadtverwaltung polnische bürgerliche Parteien innegehabt, die die zartistische Wirtschaft fortgesetzt haben. Sie bemühten sich zwar auch und wollten ihr „Organisationsstalent“ zeigen, doch ist ihnen das vorbeigekommen. Seit 1925 wurden sie durch die Sozialisten von der Verwaltung verdrängt. Seit dieser Zeit geht es auch in Sosnowice mit Riesenschritten vorwärts. Die Stadt heute eine Gasanstalt und die Gasanstalten in Königshütte und Myslowitz haben alle Installationsarbeiten durchgeführt. Weiter erhält die Stadt eine moderne elektrische Beleuchtung, die sich sehen lassen kann. An den Kanalisationsarbeiten wird unermüdlich gearbeitet. Störend wirkt hier der große Geldmangel. Eine neue Kanalisation für Sosnowice verzehnt viele Millionen Zloty, die aber nicht so leicht aufzutreiben werden können. Bis jetzt konnte nur ein Teil der Stadt kanalisiert werden. Unmöglich werden aber auch diese Arbeiten durchgeführt. Nach Möglichkeit baut die Gemeinde Wohnhäuser und Schulen, die sich dort alle in einem jämmerlichen Zustande befinden. Die neue Volksschule in Sosnowice: „Szkoła imienia Kampergo Braussa“ in der Kirchstraße, ist ein prächtiges Gebäude, das selbst unseren schlesischen Gemeinden als Beispiel und Muster dienen könnte. Die Stadt Myslowitz schließt sich eben an, ein solches modernes Schulhaus mit allen neuen technischen Einrichtungen zu bauen.

Die sozialistische Stadtverwaltung in Sosnowice hat die Sache von der richtigen Seite gepackt. Sie hat nämlich eine Reihe neuer Einnahmequellen erschlossen. Die ordentlichen Stadteinnahmen betragen zur Zeit der bürgerlichen Verwaltung 1.900.000 Zloty jährlich, heute betragen sie 8 Millionen Zloty jährlich. (In Kattowitz betragen sie 12 Millionen jährlich.) Früher wurden alle Einnahmen durch die Verwaltung aufgezehrt, heute tragen die Verwaltungskosten nur den fünften Teil aller Einnahmen. Der sozialistische Magistrat kann also für die Deffizitlichteit etwas leisten, was Jahrzehnte verdrorben und vernachlässigt haben, läßt sich in paar Jahren nicht gutmachen, aber es wird dort nichts unversucht gelassen, um vorwärts zu kommen.

Gegen 8 Uhr verkündete Landgerichtsdirektor Sattig folgendes Urteil:

Es werden verurteilt die Angeklagten Merta, Skaphan, Pawlas, Müller und Skladny zu je sechs Monaten Gefängnis, die übrigen Angeklagten zu je drei Monaten Gefängnis; der Angeklagte Weiß wird freigesprochen. Sämtlichen Angeklagten wird Strafausschüttung ausbehalten und zwar in der Weise, daß die zu je sechs Monaten Verurteilten bei Zahlung einer Geldbuße von 50 Reichsmark nur zwei Monate verhaften brauchen, während die anderen Bewährungsfrist für die gesamte Strafe erhalten.

Dieses zweitinstanzliche Urteil unterscheidet sich von dem erstinstanzlichen im wesentlichen nur dadurch, daß der Angeklagte Hampf statt acht Monate nur drei Monate Gefängnis erhielt und der Angeklagte Weiß straffrei blieb.

Ein gutes Geschäft

Schon der berühmte Schopenhauer sagte, zum Patriotismus gehört eine gewisse Portion Beschränktheit. Und daß jeder zu seiner Zeit lebt, ist für den Menschen ein gewisser Vorteil, denn sonst hätte man den großen Philosophen nach Strich und Faden heute bestimmt in die Zitadelle nach Warschau gesteckt. Hätte man das aber getan, so wäre ein Justizverbrechen fertig, denn Schopenhauer hatte nämlich Unrecht. So hat eine deutsche Firma für Polen den Vertrieb der sog. Bajazzo-Automaten übernommen, und wie das immer so ist, erhielt sie keine Konzession für den Vertrieb. Da griffen geschäftslundig der „Berein der Pod-Offiziere“ ein und vertreiben nun in allen Lokalitäten den Bajazzo-Apparat. Bis jetzt sind 300 im Betrieb, der Einwurf 5-50 Groschen. Der Gastwirt selbst erhält 20 Prozent vom Umsatz. Die Pod-Offiziere zahlen 8 Zloty monatlich Leihgebühren. Bei der ersten Abfassung in Kattowitz ergab sich nach 14 Tagen bereits ein Ueberschuß von 1.300 Zloty. Nun rechnet der Verein pro Apparat mit einer täglichen Einnahme von je 1 Zl. = 9000 Zloty monatlich. Nach 2.400, verbleibt ein Reingewinn von 6000 Zloty monatlich. Das bringt der dankbare Bajazzo mit der Zipselmühle ein. Für diesen Betrag springt jeder Arbeitslose ganz gern den ganzen Monat hin und her. Allerdings muß man es den Pod-Offizieren zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie das Geld für einen guten Zweck anlegen und zwar ist bereits ein 6 Morgen großes Grundstück in Bad Jastrzemb angekauft, auf welchem ein Erholungsheim errichtet werden soll. Aber der Nachweis, daß der Philosoph Schopenhauer mächtig daneben gehauen hat, ist somit erbracht, denn Patriotismus ist manchmal ein gutes Geschäft.

Aufwertung von Spartassengeldern

Wie jetzt bekannt geworden ist, werden einige kommunalen Spartassen die Spartassenguthaben auf und zwar wie folgt:

- a) die Kreisparlatte Kattowitz auf 25 Prozent,
- b) die Stadt. Spartasse in Königshütte auf 5 Prozent,
- c) die Stadt. Spartasse in Sohrau auf 25 Prozent,
- d) die Kreisparlatte in Tarnowitz auf 25 Prozent.

Abholung der Musterungskarten

Die Heeresbüros in den Städten und die Gemeindevorsteher in den Landgemeinden machen die in diesem Jahre ausgemusterten jungen Leute der Jahrgänge 1905, 1906 und 1907 darauf aufmerksam, daß sie sich sofort zur Abholung der schriftlichen Entscheidungen der Musterungskommissionen einfinden können.

Kattowitz und Umgebung

Verzugszinsen und Strafen bei rückständigen Kommunalabgaben.

Nach einem Beschluß des Magistrats in Kattowitz erfolgte die Festsetzung der Sätze bei Einziehung von Strafen und Verzugszinsen für rückständige Kommunalabgaben. Es werden eingezogen:

1. Bei Verzug der einzuzahlenden, rückständigen Steuern, Gebühren und anderen Kommunalabgaben und zwar sofort ein Verschulden des Steuerzahlers vorgelegen hat, allgemein 2 Prozent Strafe monatlich, dagegen bei Grundsteuern 1 Prozent monatlich, beginnend ab 15 Tagen nach Ablauf des Zahlungstermines.
2. Von gestundeten bzw. in Ratenzahlungen zerlegten Rückständen, beginnend ab 15 Tagen nach Ablauf des Zahlungstermines betr. Grund-, Erbschafts- und Schenkungssteuern, 1/2 Prozent monatlich, für alle weiteren Steuern 1 Prozent monatlich.

Bei Berechnung und Festsetzung der Strafen bzw. Verzugszinsen wird der begonnene Monat als voll in Anrechnung gebracht.

In besonderen Fällen — soweit ein Anspruch auf Berücksichtigung und Ermäßigung gemäß Artikel 4 des Gesetzes vom 31. Juli 1924, — Dz. Ust. R. P., Pol. 721 — für das Jahr 1924 vorliegt, — kann durch den Magistrat nach Prüfung der Sachlage eine Herabsetzung bzw. Ermäßigung der Strafen und Verzugszinsen erfolgen.

Weiterhin gibt der Magistrat bekannt, daß in der hiesigen Kasse das sogenannte Mahnwesen zur Einführung gelangt. Gemäß Artikel 7, Ziffer 1 des in Frage kommenden Gesetzes gelangt 1/4 Prozent der rückständigen Summe zum Abzug. Der Prozentsatz darf allerdings nicht weniger als 50 Groschen betragen, andererseits aber die Summe von 250 Zloty nicht übersteigen.

Von Beträgen unter 100 Zloty gelangen Verzugszinsen nicht zur Anrechnung.

Ueber die Herabsetzung der Prozentsätze bzw. Nieder-schlagung der Verzugszinsen beschließt stets der Steuer-ausschuß.

Weiterer Fortschritt der Kamaregulierungsarbeiten. Am 1. Juli d. Js. wird nach erfolgter Regulierung des Waldbaches im Ortsteil Zawodzie auf dem Abschnitt 5 zwischen der verlängerten ulica Bankowa bis zur Mündung der sogenannten alten oder zweiten Kawa an die Legung des neuen Kamawflusses herangegangen. Nach im Laufe dieser Tage werden die erforderlichen Gleisanlagen zur Heranschaffung des Materials und Fortschaffung der Erdmassen angelegt. Mit den Schachtarbeiten beschäftigt die Bauleitung im Laufe der nächsten Woche beginnen zu können. Zu diesen Arbeiten werden ausnahmslos Erwerbslose herangezogen. Nach einem Zeitraum von circa 6 Wochen glaubt man die Schachtarbeiten beenden zu können, um unmittelbar darauf an die Planierung und Auslegung des neuen Kamawflusses heranzugehen. Diese Arbeiten allerdings werden eine lange Zeit in Anspruch nehmen. Die Gesamtarbeiten auf Abschnitt 5 hofft man nichtsdestoweniger im Laufe d. Js. zu Ende führen zu können.

Der Auftrieb am Pferde- und Viehmarkt. Aufgetrieben worden sind auf dem letzten Pferde- und Viehmarkt in Kattowitz 98 Pferde. Für Arbeitspferde sind im Durchschnitt 250 bis 500 Zloty, dagegen für Qualitätspferde 400-1300 Zloty gefordert worden. Der Marktbesuch und die Nachfrage können als mittelmäßig bezeichnet werden.

Fatale Folgen eines Schäferstündchens. Wegen Raub und Mithilfe, sowie Hehlerei wurde vor der Strafkammer des Landgerichts in Kattowitz gegen die Arbeiter Emil Spiemol, Stephan Janus, die prostituierte Auguste Pinoy, den Arbeiter

Börsenkurse vom 7. 7. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . . 1 Dollar	{ amtlich = 8,91 zł frei = 8,93 zł
Berlin . . . 100 zł	= 46,871 RmL
Kattowisch . . . 100 RmL	= 213,35 zł
1 Dollar	= 8,91 zł
100 zł	= 46,871 RmL

Georg Gorgon und einen weiteren Angeklagten verhandelt, welcher jedoch freigesprochen werden mußte. Aus der gerichtlichen Beweisaufnahme war kurz folgendes zu entnehmen: Der Angeklagte Spiwow, welcher sich im Monat Februar als Soldat in Urlaub befand, unternahm mit den Mitangeklagten und zwei weiteren Freunden eine Bierreise in mehrere Kattowischer Bierstuben. Gegen 12½ Uhr nachts trennte sich die Gesellschaft. Spiwow und Janus eilten nach der Wohnung ihrer Freundin Pinozy, welche sie auf dem Treppenhof davon unterrichtete, daß sich bei ihr ein gutsituerter Freier eingefunden hätte, den man unbedingt „schröpfen“ wollte. Der Besucher, ein Bauleiter aus Kattowisch, wurde beim Verlassen der Wohnung der Dirne von ihren Komplizen angefallen. Spiwow versetzte dem Ueberfallenen zwei wuchtige Schläge auf den Kopf, worauf diesem die Summe von 320 Zloty geraubt wurde. Der Ueberfallene erstattete bei der Kriminalpolizei Anzeige und es gelang bald, die Schuldigen zu ermitteln. Spiwow und Janus konnten ferner ein Diebstahl nachgewiesen werden. Trotz harmlosem Zeugnis der Beklagten wurden diese wie folgt verurteilt: Wegen Ueberfall und Diebstahl Spiwow zu 1 Jahr und 10 Monaten, Janus 1 Jahr 4 Monaten, wegen Beihilfe die prostituierte Pinozy zu 10 Monaten und wegen Fälschung der Angeklagte Gorgon zu 1 Monat Gefängnis. Dem Gorgon wurde eine Bewährungsfrist gewährt.

Mutiges Ende einer Prügelei. Zwischen den Pferdehändlern Karl Scierciecki und Paul Kocur kam es zu geschäftlichen Auseinandersetzungen, die in eine Prügelei ausarteten. Im Verlauf dieser, ergriff Kocur ein Holzfisch und schlug mit diesem seinem Widersacher derart auf den Schädel, daß dieser vollständig zerschmettert wurde. Kurze Zeit danach starb er. Der Täter wurde gleich verhaftet.

Königshütte und Umgebung

Silberne Hochzeit. Gestern begingen Genosse und Genossin Kowalczyk ihr silbernes Ehejubiläum. Glückauf zum Goldenen.

Stadtverwaltung und Reservistenfamilien. Der Magistrat gibt allen interessierten Personen zur Kenntnis, daß nach einer Verfügung des Innenministers nur solche Familien eine Unterstützung zu beanspruchen haben, deren Mitglieder für den Lebensunterhalt zu sorgen haben und während der Reserveübung keinerlei andere Einkünfte beziehen. Eine Unterstützung steht dagegen denjenigen Familien nicht zu, deren Haushaltsvorstände ihr Gehalt auch während der Abhaltung der Reserveübung weiterbeziehen. Die erste Kategorie dieser Reservistenfamilien mögen sich umgeben an das Militärbüro im Rathaus, Zimmer 34, wenden, wo ihnen die Bordsche für die entsprechenden Unterstützungsanträge ausgehändigt werden.

Wichtig für Militärlieferanten. Die Zusatz-Musterungskommission für die Stadt Königshütte gibt bekannt, daß am 11. und 25. d. Mts. von 9 Uhr vormittags ab im Saale des Redenbergrestaurants Musterungen abgehalten werden. Die Polizeidirektion ersucht daher alle jungen Leute des Jahrganges 1907, die sich in den Monaten Mai und Juni nicht gestellt haben, pünktlich einzufinden. Militärisch untersucht werden außerdem alle zum Heeresdienst Verpflichteten, die bisher vor keiner Musterungskommission gestanden haben, erst kürzlich aus dem Ausland zurückgekehrt sind oder deren Verhältnis der Heeresbehörde gegenüber nicht genügend geklärt erscheint. Wer sich der Musterungspflicht entzieht, dies geht insbesondere den Jahrgang 1907 an, muß mit empfindlicher Bestrafung rechnen.

Hilfe für die durch das Unwetter Geschädigten. In der am Donnerstag stattgefundenen Sitzung des Magistrats beschäftigte man sich u. a. auch mit den Schäden, die das Unwetter am Mittwoch anrichtete. So wurde beschlossen, allen Hausbesitzern, deren Häuser Beschädigungen davon trugen, langfristige Darlehen zu gewähren, mit einem Zinssatz von 3 Prozent. Anträge auf diese Darlehen sind an das Baupolizeiamt u. Stawowa einzureichen.

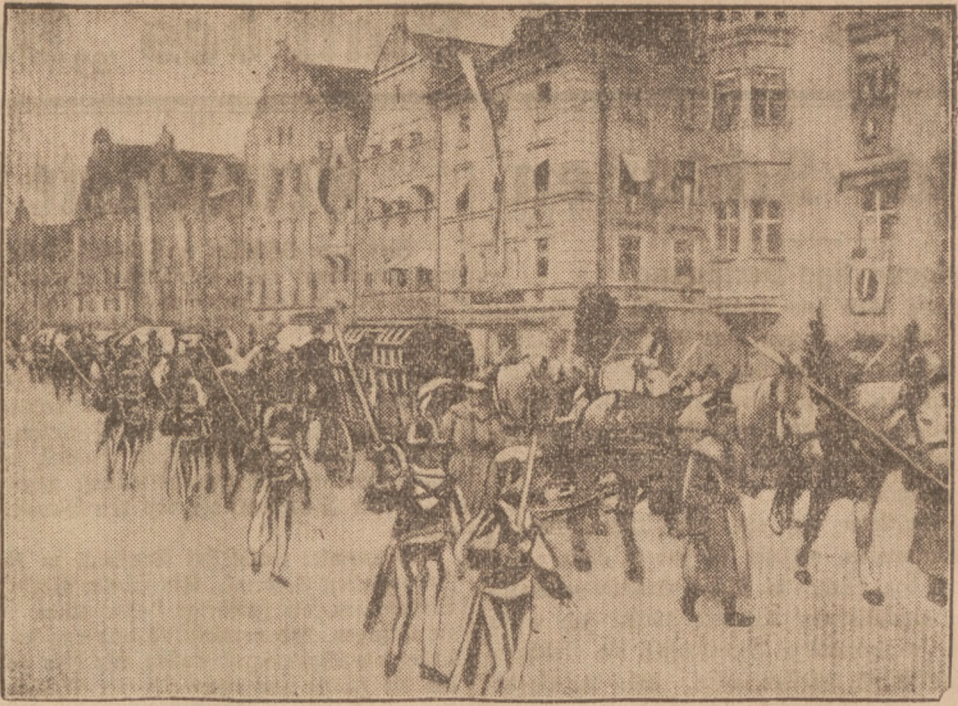
Die Arbeitslosen. Nach der letzten Aufstellung des Arbeitslosenamtes weist Königshütte 2301 Arbeitslose auf, von denen 1429 die Arbeitslosenunterstützung beziehen. Auf die verschiedenen Berufe entfallen: 529 Bergarbeiter, 350 Hüttenarbeiter, 102 Metallarbeiter, 4 Bauarbeiter, 4 Drucker, 19 Holzarbeiter, dann 81 sonstige qualifizierte Arbeiter und 989 unqualifizierte, geistige 164 und 9 landwirtschaftliche.

Geschäftsleute unter sich. Der Kaufmann Walter Traube stand mit einem gewissen Jabulowski aus Kattowisch in Handelsbeziehungen und zwar lieferte ihm letzterer kosmetische Artikel. Dieses Verhältnis wurde aber getrübt, da Traube sich durch Jabulowski überverteilt glaubte. Deshalb wandte er sich an einen Händler in Brersfeld, den Kompagnon des Jabulowski und ersuchte ihn um die Lieferung von Ware im Werte von 100 Zloty. Das Geschäft kam zustande, umso mehr als Traube versprach, den Betrag sofort nach Erhalt der Ware zu entrichten. Es kam aber anders, denn als Herr Traube die Ware in den Händen hatte, dachte er gar nicht daran, die 100 Zloty zu bezahlen. Die Angelegenheit kam vor's Gericht und Walter Traube wurde wegen Betrugs zu 300 Zloty verurteilt, im Nichtbeibringungsfalle zu einem Monat Gefängnis. Nicht nur, daß die Geschäftsleute das Publikum um die Ohren hauen, nein, auch unter sich selbst tun sie das. Und das ist wenigstens ein Trost. Und wir doch nicht die alleinigen, die geprellt werden.

Siemianowisch

Ein interessanter Streitfall.

Da bei den jetzigen Betriebsratswahlen in Ficinusschacht 8 Listen eingereicht worden sind, hatte die Verwaltung aus Sparamtheitsgründen die Absicht, die kostenlose Zustellung von Wahlzetteln zu verweigern. Nach dem nackten Wortlaut des Betriebsratsgesetzes ist das natürlich ein Unding. Leider ist das soviel verwässerte Betriebsratsgesetz, auch in diesem, für eine kapitalistische Verwaltung lächerlichen Punkte, bereits ebenfalls verwässert. Es liegt nämlich aus Deutschland in dieser Beziehung bereits ein endgültiger Schiedsspruch vor, welcher besagt, daß die Verwaltung nur verpflichtet ist eine Sorte Wahlzettel zu stellen, auf der die Listennummern sämtlicher eingereichten Vorschlagslisten vermerkt sind. Der Wähler streicht beim Wahlvorgang nur die zu wählende Nummer an. Ob die Vereinigte aus dem Grunde, daß der Betriebsführer selbst als



Die Landshuter Hochzeit

die größte historische Festveranstaltung Deutschlands, die alljährlich an den beiden ersten Sonntagen im Juli feierlich begangen wird, wurde auch in diesem Jahre in althergebrachter Weise mit Festzug, Festspiel, Volkstanz und Hochzeitstanzspiel in Kostümen des 15. Jahrhunderts gefeiert.

Kopffandbat fungiert, oder ein anderer triftiger Grund sie von dem Borhaben abgelenkt hat, ist nicht bekannt.

Wähler von Ficinusschacht! Laßt Euch nicht weiter bluffen, von Euren früheren Handelsräten, denn wer handelt, betrügt Euch. Wählt Liste: Kattowisch!!!!

Vom Gerüst gestürzt. Nachmittags 5 Uhr stürzte der bei der Montage in Blei-Scharlen beschäftigte Schlosser M. infolge Fehltritts vom Montierungsgestell und wurde mit einer schweren Kopfverletzung und Beinbruch ins Knappschachtslazarett eingeliefert.

Wieder eine Verzweiflungstat. Aus Nahrungsorgen hat sich eine Arbeiterfrau von der Hugostraße 3 eine Pulsader durchgeschnitten. Zur weiteren Ausführung dieser Verzweiflungstat entschwand ihr plötzlich der Mut. Ihre anwesende kleine 5 jährige Tochter lief zu den Frauen heraus und erzählte mit Weinen, der Mama ließe so viel Blut aus der Hand. Dadurch gelang es noch rechtzeitig einzugreifen und die Frau zu retten.

Etwas vom Sturm in Mischkowitz. Während des Sturmes weidete eine Frau eine Kuh und schloßte beim Ausbruch unter einen Baum, während die Kuh in der Nähe eines anderen Baumes stehen blieb. Ein herabstürzender Ast traf die Kuh über den Rücken und brach ihr das Rückgrat. Nach dem Sturm mußte die Kuh abgeschlachtet werden.

Myslowisch

Beijagt die Wahlplakate. In der letzten Woche vor den Wahlen zum Warshawer Seim, hat die Sanacja Moralna die Stadt mit unzähligen Plakaten beklebt, die meistens das Bildnis des Marschall Pilsudski tragen. Alle jene Plakate, die etwas niedriger gegangen haben, wurden entfernt, verblieben nur noch diejenigen, die höher hängten. Der Regen und der Wind haben zwar die Plakate zum Teil in Fetzen gerissen und ihnen die ursprüngliche Farbe genommen. Die Plakate sind also zerissen und gelb geworden und aus diesen Fetzen schaut das Gesicht des polnischen Marschalls hervor. Es ist direkt ein Sammer, sich den Marschall anzusehen.

Schwientochlowisch u. Umgebung

Sturmschäden. Auch Schwientochlowisch hat unter dem orkanartigen Sturm, der aber von auffallend kurzer Dauer war, stark gelitten. Das 4stöckige Wohn- und Geschäftshaus von Cichon auf der Bergwerksstraße ist völlig abgedeckt worden und das Dach noch mit Teilen des Mauerwerkes auf die Straße geworfen und zertrümmert. Die Feuerwehr mußte alarmiert werden, um das Berstschutzhindernis zu beseitigen. In der Faldahütte wurden 2 Kühltürme der elektrischen Zentrale völlig zerstört und ein Teil des Daches vom Walzwerk abgerissen. An vielen Häusern wurden außerdem die Dächer stark beschädigt und Bäume entwurzelt, so daß überall auf den Dächern starker Betrieb herrschte, um die hängenden Trümmer zu beseitigen und Unfälle zu verhüten.

Wahlen in der Hubertushütte. Die letzten Betriebsratswahlen in der Hubertushütte brachten folgendes Ergebnis: Die vereinigten polnischen und deutschen Sozialisten erhielten 214 Stimmen gleich 3 Mandate, die Hirsche 197 gleich 3 Mandate, die polnischen Christen 184 Stimmen gleich 2 Mandate, während die Polnische Berufsvereinigung 47 Stimmen erhielt, also leer ausging.

Friedenshütte. (Zur Ausgemeindung von Eintrachthütte.) Durch den Beschluß der hiesigen Gemeindevertretung, der Ausgemeindung der Ortschaft Eintrachthütte nichts in den Weg zu legen, sind die in diesem Jahre für Eintrachthütte vorgesehenen Investierungspläne hinfällig geworden. Dadurch sind die im Budget vorgesehenen Ausgabenposten für andere Zwecke freigegeben und werden für Kanalisationsbauten in Friedenshütte verwendet. Eine Kommission, die aus Vertretern der Gemeinden Schwientochlowisch und Eintrachthütte zusammengekehrt ist, verhandelt gegenwärtig über die näheren Bedingungen für die Eingemeindung nach Schwientochlowisch.

Platz und Umgebung

Blitzeinschlag. Das Anwesen des Landwirts Stanislaus Gosombek brannte infolge Blitzeinschlages vollständig nieder. Der Schaden beträgt weit über 7500 Zloty.

Nikolai. (Genosse Jaraczki f.) Am Donnerstag nachts verschied unser Parteigenosse nach kurzem, aber schweren Leiden der Mauer August Jaraczki, im Alter von 58 Jahren. Die Partei verliert in ihm einen rührigen Genossen. Die Beerdigung findet am Sonntag, den 8. Juli, nachmittags 3 Uhr, vom St. Josefs Kloster statt. Die Parteimitglieder werden gebeten, vollständig zu der Beerdigung zu erscheinen. Sammeln am Kloster.

Nikolai. Neubau eines Staatsgymnasiums. Nach Abschluß des entsprechenden Vertrages mit der Wojewodschaft hat der Magistrat beschlossen, noch im Laufe des Monats Juli mit den Bauarbeiten zu beginnen. Gegenwärtig werden die notwendigen Baumaterialien herangerollt.

Altkömer. Selbstmord durch Erhängen beging der 80 Jahre alte Landwirt Jyslo.

Altkömer. Im April 1927 brachte die „Polska Zachodnia“ einen Artikel unter „D mglond wadz w gospodarcze gminn Bierun Staro“, worin dem Bürgermeister Kruppa in Bierun Staro Miłowirtschaft vorgeworfen wurde. Gegen den verantwortlichen Redakteur Dylong wurde Klage angehängt und in 1. Instanz der Strafkammer Kattowisch, am 17. November 1927, wurde Dylong wegen Verbreitung unwahrer Tatsachen, Verleumdungen und Beleidigungen mit 100 Zloty eventl. 10 Tage Gefängnis, Widerruf des Artikels und Tragung sämtlicher Kosten verurteilt. Auf die vom Beklagten eingelegte Berufung wurde in 2. Instanz der Strafkammer Kattowisch, am 14. Mai 1928, Dylong mit 50 Zloty eventl. 5 Tage Gefängnis, Widerruf des Artikels in der „Polska Zachodnia“ und Tragung der Kosten verurteilt.

Rybnik und Umgebung

Eine Unfalte, die sich zu einer Belästigung der Straßenpassanten ausgewachsen hat, besteht in Rybnik. Hier kann man regelmäßig die Wahrnehmung machen, daß die Straßenjergelnde äußerst nachdrücklich ihres Amtes waltet, ohne daß vorher die gerade zu reinigende Straßenstelle mit Wasser besprengt wurde. Die Straßenpassanten müssen sich durch den aufgewirbelten Staub, der gerade an den heißen Tagen eine Plage von Rybnik ist, hindurcharbeiten. Der Magistrat hat nicht nur für Sauberhaltung der Straßen Sorge zu tragen, sondern auch darauf zu achten, daß dies in einer hygienischen Form und rücksichtsvoller gegenüber dem Publikum geschieht.

3 Morgen Wald vernichtet. In den Wäldungen bei Gieraltowisch brach Feuer aus, welches derart um sich griff, daß binnen kurzer Zeit drei Morgen vollständig vernichtet wurden. Den Brand verursachten Walдарbeiter, die leichtfertig mit Feuer umgingen.

Deutsch-Oberschlesien

Beuthen. (Handgranate gegen das Teppichhaus Wachsman.) Ein fast unglaublicher Vorfall spielte sich in der Nacht vom 6. zum 7. Juli auf der Dnygosstraße ab. Um 1 Uhr nachts wurde gegen das Teppichhaus Wachsman eine Handgranate geschleudert, die die Schaufenster Scheiben zertrümmerte und die Ladenfront herausriß. Der Täter konnte, begünstigt durch die Aufregung unter den Passanten, unerkannt entkommen. Ob es sich um einen Racheakt oder einen Substanzstreik handelt, wird erst die eingeleitete Untersuchung ergeben.

Geschäftliches

Bei Nieren-, Harn-, Blasen- und Mastdarmliden lindert das natürliche „Franz-Josef“-Bitterwasser auch heftige Stuhlbeschwerden in kurzer Zeit. Krankenhauszeugnisse bestätigen, daß das Franz-Josef-Wasser infolge seiner schmerzlos erleichternden Wirkung für alt und jung zu fortgesetztem Gebrauche besonders gut geeignet ist. Zu haben in Apotheken und Drogerien.



„Aber, Junge, was machst du da auf dem Tisch? Willst du wohl gleich runterkommen!“
„Störe mich nicht, Mutti. Ich spiele Denkmall!“

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Seimrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“, Sp. z ogr. oap., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Mit Nangi-Negern beim Biergelage

Ein salomonisches Urteil.

Von Felix Brnl.

Wieder einmal war ich bei meinem Dorfsultan, dem verlauchten Arap Apeptogn, zum Bier eingeladen. Das heißt: ich hatte ihm im Voraus eine Ruppe bezahlt, und nun ließ er mich zu sich einladen. Feierlich durch einen seiner Handlanger, der schon seit langem um meine Freundschaft buhlte und mir in dieser Hinsicht man den zweiten alten Nangi schenkte.

„Giebt's viel Bier?“ fragte ich, scheinbar am Gelage interessiert. Auf diese wichtige Frage im Leben eines Nandis antwortet man nie unmittelbar. Man umschreibt vielmehr die Antwort, indem man das vorhandene gebrauchte Quantum satis in einem verkleinerten Maßstabe, etwa im Puppenformat, angibt. Ein großer Topf heißt „sehr wenig“, eine Tasse bedeutet „viel“, wie zwei Töpfe. Bei drei sagt man „eine Schüssel“. Vier Töpfe heißen „wenig“, und bei fünf sagt man „ein Krug“. Der Nandier hat Kultur und hält fest an seiner Etikette.

„Gibt's viel Bier“, fragte ich also. „Komm' zur Mittagszeit“, oder wie es auf nandisch heißt, „zur Zeit, wenn die Kühe zum erstenmal von der Weide zurückkehren, es gibt wenig.“ Dann verschwand er mit derselben Würde, mit der er schweigend eine Weile lang, einer altägyptischen Skulptur gleich, niedergebuckelt geblieben war.

Wer noch nie ein Negerbier getrunken hat, der hat keine Vorstellung davon, wie es schmeckt, wie es serviert und genossen wird. Und wie lange so eine Sauferei dauert.

Ungefähr in der Mitte der Hütte befindet sich im Längsstrich eine kleine Vertiefung, eigens zur Aufnahme eines kegelförmigen, hantellosen, etwa zehn Liter umfassenden Tontopfes. Ein Stück Rasen um den Topf herum soll den ästhetischen wie rituellen Ansprüchen entsprechen: das Gras ist ja bei den Nandis heilig. In solch einem Topf wartet deiner vorzügliches Bier, aus Hirse oder Eleusine Korn fein gemahlen und gebraut. Es ist gut, schmeckt es angenehm säuerlich, wie schwarzes Roggenbrot, aromatisch, erfrischend, und wirkt berauschend, sieht aber unappetitlich aus wie die Grütze der Lappen — aber, um ein anderes Beispiel zu wählen: wie aus großkörnigem Lehm und zusammengepresstem Brei. Beginnt dieser Hirsebrei vor Gärung in großen Lufttöpfen zu brodeln — dann ist er erst trinkbar. Dann wird erst heißes Wasser daraufgegossen — man trinkt das Bier warm —, dann werden erst die meterlangen Schlangen der ausgehöhlten Pflanken, die mit einem kunstvoll gemachten Siebe abschließen, ins Wasser getaucht. Man sagt, man trinkt nicht. Leert sich bei einer Beteiligung von etwa zehn „Saugern“ nach einer halben Stunde zur „kleineren Hälfte“ das Nag im Topfe, so wird schnell das stets in Bereitschaft stehende heiße Wasser aus einer am Rande durchlöchernten Kalebasse nachgegossen. Das besorgt die Frau des Hauses, die vom lieben Gott auch dazu geschaffen wurde, fortwährend vom weit entfernten Rande Wasser, vom nahen Rande Holz zu holen, das ewige Feuer auf dem Herd, wie eine Vestalin, zu hüten und jetzt für den Nachguss zu sorgen. Daß der ganze mühsame Umbau der Hirse von der Verwandlung des gerabeten Balbes bis zur Vergung der Ernte in ihren fleißigen Händen lag — auch daran denkt ihr Mann nicht. Denn sie bekommt keinen Tropfen vom Bier zu trinken, weil, wie mir die Männer erzählten, am nächsten Tage, wenn alle verlatert sind, jemand doch zu Hause sein muß, der auf die Wirtschaft acht gibt. Nach der vierten Verdünnung schmeckt das Bier nicht mehr gut, nach der fünften kann es als erledigt gelten. Ein neuer Topf, der am Dachboden versteckt ist, wird dann heruntergeholt und das Spiel beginnt von neuem. Vor Mitternacht, oft aber erst vor dem nächsten Mittag, endet keine Sauferei.

Im Halbkreis der Rotundenwand entlang hockte bereits Arap Apeptogns Kunde, als ich die Hütte betrat. Von einem „Betreten“ kann da freilich kaum die Rede sein. Man muß sich zunächst durch das Mäuseloch einer Tür, deren Schwelle naß und glitschig ist, so gut man kann, durchqueren und durchwälzen, und hat dabei oft Gelegenheit, sich mit den Schokoladentugeln des Schattotres gehörig einzuparfümieren, ehe man ins Innere gelangt. Aber auch da kann man sich nicht emporrichten, sonst schlägt man mit seinem Schädel an dem aus dünnen Stäben gemauerten Dachboden an.

Ich bin Chrengeasi: eine Aushaut, steif wie ein gestärktes Hemd, wird vor mir ausgebreitet! auch vor der Verdünnung des Bierbreies bekomme ich von der Bieressenz aus einem Miniaturschöpföffel zu kosten. Schon die Sicherheit, mit der man sich selbstbewußt ins Innere der Hütte hineinwagt, ohne an der Tür angehalten worden zu sein, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß man der gern gesehene Freund des Hauses ist. Sonst fragt ein beim Eingange sitzender Alter ganz leise den in der Tür vor der Türöffnung Hockenden, dadurch das schwach zitternde Außenlicht verfinstern, was er wolle. Ohne Worte, ohne Umstände wird er mit einer höflichen, abweisenden Geste abgefertigt oder er erhält folgende Antwort:

„Erinnerst du dich Arap Soundjo (Arap entspricht dem arabischen Ben = Sohn des), vor einem Monat hattest du Bier? Und damals hast du mir keins gegeben.“

Darauf verschwindet der angeblich nur scheinbar Beleidigte so still wie er kam, klettert draußen vor der Hütte nieder, denkt über die Vergänglichkeit des Irdischen nach, um nach einer Weile wieder mit derselben Absicht vor die Tür zu treten. Das Sichhinausgehenlassen treibt er bis zur Virtuosität; denn in einem kurzen Zeitintervall kann er sich, ohne davon feilschen Schaden davonzutragen, vier- bis fünfmal herauskomplementieren lassen, ohne seinen Angriffsplan aufzugeben. Ausdauer wird auch beim Neger belohnt — bei der fünften Verdünnung des Bieres wird ihm die Beteiligung am Gelage endlich gestattet.

Arup Apeptogn war sehr gastfreundlich, deshalb gab es vor seiner Hütte nur einen auf sein Schicksal treu verharrenden, ungeladenen Gast. Bei anderen Negern zählte ich bisweilen ein Duzend, oder noch mehr nichtregimentierter, vor der Hütte hockender Gestalten.

Rembrandtsches Halbdunkel herrscht in einer Nandihütte nur dann, wenn von Zeit zu Zeit das frisch zugelegte Scheitholz im Feuer hell auflodert und dadurch das Interieur beleuchtet; sonst ist es dort bei der Fensterlosigkeit der Hütten so finster, daß man nur mit größter Anstrengung die Leute erkennt.

Ala! Da sitzt der Römer, der bei keinem Saufgelage in der weiten Umgebung der zerstreuten Nandiansiedlung fehlt, in seiner dunkelroten, als Toga drapierten Flanelldecke, die er meinem Bon abgeschwindelt hatte, da sitzt schon der Alte, der mich einladen kam und dem ich für die beiden Freundschaftshähne noch kein Gegengeschenk, auf das er mit stoischer Geduld wartet, gemacht habe. Und daneben Arap Ripeles, der, wenn er sich angefaßt hat, so rasend wird, daß er seine oder fremde Güten in Brand steckt, ja, da sitzt noch... Was soll ich sie dir alle aufzählen, der Leser kennt sie ohnedies nicht.

Ich sitze neben dem Wirt, der mit seinem Gesichtsausdruck einem Schimpansen ähnlicher ist als dem höchsten Primaten. Mit Würde hält er den Ruchschwanz wie einen Marschallstab in den Händen. Eigentlich gibt man damit das Zeichen, wenn bei vorgeschrittener Stunde ein Bierlieb angestimmt werden soll: dann wandert er von Mann zu Mann, wer ihn hält, improvisiert das Lied. Er dient aber auch mehr prosaischen Zwecken: mit der Haarquaste wird der längs der Topfmand aufbrodelnde Bierbrei vom Rande wieder „sauber“ in den Topf zurückgeleitet.

Ein Unbekannter sitzt dem Wirt gegenüber. Er saugt nicht am Rohre, sondern führt einen Disput mit dem Wirt, woran sich sonderbarerweise nur noch sein Weib, die Hauptfrau, beteiligt; ich sage sonderbarerweise, da ja das Weib in solch einer Gesellschaft den Mund zu halten hat. Ich verstehe kein Wort vom mir fremden Idiom, in dem sie konverrieren. Ohne Aufregung, ohne sich nur irgendwie zu erhitzen, zieht sich wie ein

Bandwurm das Gespräch fast eine Stunde lang vor sich hin, bis der Unbekannte, innerlich enttäuscht, äußerlich beruhigt, die Hütte verläßt.

„Um was handelte es sich?“ fragte ich Tavarandi, die schöne Tochter des Sultans, die eigentlich nicht mitschlürfen darf, der ich aber verstoßen über meiner Schulter wiederholt das Saugrohr reichete.

„Dieser Mann“, erwiderte Tavarandi, „war kein Gast. Sonst hätte ihm ja mein Vater die Sauglaine angeboten. Er kam her, um vom Vater eine Ruppe zurückzuerlangen. Vor drei Monaten gab er dieses Geldstück meiner Mutter für eine Medizin, die sie für seine kranke Frau zubereitet hatte. Die Frau wurde davon gesund. Jetzt sei sie abermals erkrankt, aber die alte Medizin helfe nicht mehr. Und da will er sein Geld zurück.“

Reizend hätten es bei uns die Ärzte, wenn sie jedesmal bei Ineffektivität ihrer Heilmittel dem Patienten das Honorar zurückgeben müßten. Wie viele müßten da nicht erwerbslos herumgehen! Ich fragte die schöne Sultanstochter weiter:

„Das haben sie so lange besprochen? Und was antwortete dein Vater?“

„Er behauptete, daß die Medizin gut sei. Dann sagte er: damals hat es geholfen, also war die Medizin gut. Jetzt hat deine Frau eine andere Krankheit, sonst müßte die Medizin helfen. Komm wieder! Wenn deine Frau gestorben sein wird, da erhaltst du die Ruppe zurück.“

Robinson auf Spitzbergen

Im Archiv der russischen Akademie der Wissenschaften ist soeben ein interessantes, längst verschollenes Schriftstück gefunden worden. Es ist der Bericht des Professors der russischen Akademie N. L. — de Roy über die abenteuerliche Expedition, die von einem russischen Kaufmann im Jahre 1743 nach Spitzbergen entsandt wurde und deren Schicksal an das Los der verschollenen Nobile-Expedition denken läßt. Ein Kaufmann des kleinen Städtchens Neßen im weiten Norden Rußlands (Gouvernement von Archangelsk) rüstete einen Walffischjäger aus, dessen Besatzung 14 Mann betrug, um nach Walffischjägern, die vor einiger Zeit im Eismeer verschollen waren und von denen man wissen wollte, daß sie sich auf Spitzbergen aufhielten, zu suchen. Das kleine Schiff wurde von Eismassen an die Küste Spitzbergens getrieben. Vier Mann der Besatzung unter der Führung des Steuermanns Alexander Himap, eines gebürtigen Finnländers, begaben sich über Eisblöcke ans Land. In der Südküste der Insel fanden sie eine halbzerfallene Hütte, von deren Bewohnern keine Spur mehr zu sehen war. Die vier Männer übernachteten in der Hütte, mußten sich aber die ganze Nacht in Bewegung halten, um nicht zu erfrieren. Als sie am nächsten Tag zu ihrem Schiff zurückkehren wollten, war es verschwunden. Die See war frei. Das Eis war weggetrieben; niemals hat man etwas von dem Schicksal des Schiffes erfahren. Wahrscheinlich wurde es von treibenden Eismassen zerrieben und ging mit seiner 10-Mann-Besatzung unter.

Die Unglücklichen waren jetzt allein in der Eismüste. Sie hatten Büchsen und Pulver, das gerade für 12 Schüsse reichte, mitgenommen. Jetzt fing ein Leben an, das die Abenteuer Robinsons zur Wirklichkeit machte. Zuerst gelang es den neuen „Robinsonen“ 12 Fische zu erlegen. Nachdem das Pulver ver-

schoffen war, mußten sie an die Erlangung anderer Waffen denken, denn in der Nähe gab es unzählige Eisbären. Mit Hilfe von Steinen, die zugleich als Hammer dienten, gelang es, die Büchsen in Spieße umzuwandeln. Aus Renntierhäuten fertigten sie sich Stride an. Tierfelle dienten als Kleider. Aus Lehm wurde eine Lampe hergestellt. Del wurde aus Fett bereitet. Die Not veränderte die Leute in Fischer, Jäger, Zimmerleute, Schreiner, Schmied und Schneider. Im Laufe von sechs Jahren richteten sie sich einen Haushalt ein, der mit allen nötigen Geräten und Instrumenten versehen war. Ihre Jagdbeute betrug in dieser Zeit zehn Eisbären, 250 Rentiere, 1000 Fische und eine unzählige Menge von Walrossen. Einer von ihnen, Theodor Marogen, brach unter den Anstrengungen des harten Kampfes mit der Natur zusammen und starb. An einem Augusttage des Jahres 1749 sahen die drei am Leben Gebliebenen ein Schiff, das sie wieder in die zivilisierte Welt zurückführte.

Als der Bericht über das abenteuerliche Leben dieser Robinsone in Petersburg durch die Arbeit L. Roys bekannt wurde, entsandte die Zarin Katharina die Große eine Expedition auf drei großen Schiffen unter dem Befehl des Admirals Tschitschagoff im Jahre 1765 nach Spitzbergen. Erst viel später wurde Spitzbergen von nichtrussischen Forschern besucht. Das wichtigste Resultat erzielte die schwedische Expedition unter der Leitung des bekannten Polarforschers Nordenskjöld im Jahre 1864. Nordenskjöld gelang es, unter unglaublichen Entbehrungen und Anstrengungen ins Innere Spitzbergens zu dringen und als erster eine genaue Karte der Insel zusammenzustellen. — Heute ist ein Flug nach und über Spitzbergen eine gewöhnliche sportliche Leistung.

Dr. P.



Charlotte Ander

die gefeierte Berliner Schauspielerin, wurde am 29. Juni in Wien durch einen Kraftwagen zu Boden gerissen und lebensgefährlich verletzt.

Der Zahnreißer

Von Wajischeslam Schischloff.

Das Wartezimmer im Landkrankenhaus. Freitag — der Tag des Zähneziehens. Der Feldscher Bykhorasow — ein Kerl mit fleischigen, bis zum Ellbogen aufsteigenden Armen — steckt seinen feisten Kopf durch die Tür und schreit:

„Wer ist dran?“

Leute mit kranken Zähnen die Menge. Allen drückt die Angst fast das Herz ab: der Feldscher behandelt die Zähne nicht, er reiht sie heraus.

Der alte Naument ist zuerst dran. Er hat sich die Bärde mit einem riesigen roten Tuch umwickelt und stöhnt unaufhörlich, eintönig, gleichmäßig.

„Geh! Großväterchen! Geh nur!“ ermuntern ihn die anderen Kranken.

Naumento bekreuzigt sich eifrig: „Ach — ach!...“ — und rutscht und schlurrt mit den alten Beinen wie auf Schneeschuhen ins Zimmer des Arztes.

„Mund auf!“ kommandiert der Feldscher. „Weiter! Noch weiter!... Ganz auf!“

Die Zange ergreift den kranken Zahn. Rag!... Rag!... Der ruckt nicht vom Fleck, bleibt fest. Der Feldscher trägt unwillig auf. Noch einmal! Rag!... Rag!... Der Alte rüllt die Augen heraus und fängt mit den Fersen an zu trommeln.

„Zieh mir mein Instrument nicht auf! Bist du ein Pferd, — wie?“

Er legt die Zange noch einmal an. Die Wad auf seiner bullenhafte-kraftigen Stirne schwillt an.

„Pfui!“ spuckt er und wirft die Zange fort. „Das ist kein Zahn! Ein Pfahl ist das! Ich könnte noch kräftiger ziehen, natürlich, aber dann fliegt mir der ganze Kiefer mit dem Zahn raus. Pfug Deibel noch mal!“ Der Alte fängt furchterlich an zu stöhnen, greift an die Bärde, wackelt mit seinem Kopf wie ein Pudel und bindet sich langsam sein Tuch wieder um.

„Ach, ach! Du bist schon der siebente, Väterchen! Der siebente! Nach Charkow bin ich gefahren. Sechs haben es versucht, den Zahn zu ziehen. — — — Di! Er ist nicht zu kriegen. Ruhe — Gott hat mir den schrecklichen Zahn für meine Sünden geschenkt. Ach, ach! — — —“

Der Feldscher sieht ihm verwirrt und erstaunt nach und schreit ins Wartezimmer:

„Der nächste!“

Die Reihe war an dem fuchstrotzbartigen orisanjischen Händler Pantjuchin; aber vor Angst erklärte der, daß er als letzter gehen würde, verlor sich in eine Ecke und trank einen Kognackglück nach dem andern.

Vor dem Feldscher stand ein völlig verrückter Schlosser:

„Meine Zähne sind kerngesund. Ich heiße Kägel durch solche Zähne! Aber in zwei Jahren sind — tatsächlich — ganz kleine, winzige Löcher drin. Sie tun mir weh, die verfluchten, beim Stehen, beim Liegen, beim Gehen, — ganz egal! — — — Besselt kann man ein paar Plomben machen, um ordentlich...“

„Seh dich! Seh dich! — — Plomben!! Ich verstehe mich famos auf Plomben!“

Der Schlosser krächte zuerst wie ein Hahn, dann brüllte er wie ein Rater im März. Beim Herausgehen leckte er mit der Zunge die leeren Stellen zwischen Zähnen und unter Tränen schrie er erbost ins Wartezimmer:

„Na, so ein Teufel! Günstig Zähne hat er mir rausgerissen in diesem Jahr... Pfui! Wenn er es noch lange so weiter treibt, der Salunko, wird mir das Maul bald so naß sein, wie ein Kind an der Mutterbrust.“

Am Telephon. Er: „Bist du's, Geliebteste?“ — Sie: „Ja, mein Schatz, wer dort?“

Das Werk Zeppelins

Zum 90. Geburtstag des Grafen Zeppelin am 8. Juli 1928

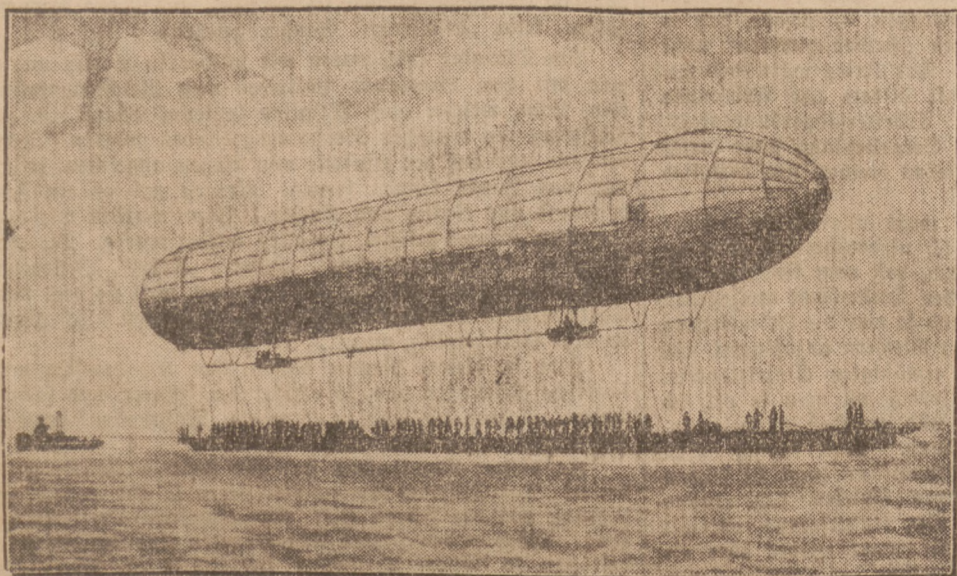
Von Richard v. Rehler.

Am 18. März 1917 schloß Graf Zeppelin seine Augen für immer. Sein alter Generaldirektor Colsmann begann die Trauerrede mit den Worten: „In Trauer stehen wir hier, in tiefer Trauer um das Hinscheiden eines Mannes, dessen Tod ein für Deutschland Völkchen entflammte, so daß es aufstand, wie von einem einzigen Geiste befeuert, so daß diese Tat hinauswirkte wie ein Flammenzeichen, wie ein Vorspiel gleichsam bis in diese Zeit, in diese große Zeit, in der mehr denn je Wille und Kraft nützt — Wille zum Siege.“ Das Geschick hat Zeppelin den unglücklichen Ausgang des Krieges nicht mehr erleben lassen. Während vor Vaterlandsliebe würde er in tiefstem Herzen schwer darunter gelitten haben. Aber, wie er in seinem eigenen Unternehmen sich durch keinen Fehlschlag entmutigen ließ, wie er unerschütterte stand, wenn andere ihn bei einem Zusammenbruch zu Boden geschlagen glaubten, so würde er auch an Deutschlands Wiederaufbau nicht gezweifelt, sondern daran mitgearbeitet haben, denn alles, was er je getan hat, galt dem Vaterlande. Und das Vaterland soll sich dankbar seiner erinnern, heute, an diesem 90. Geburtstag, als eines der besten deutschen Männer, die es je sein eigen genannt hat.

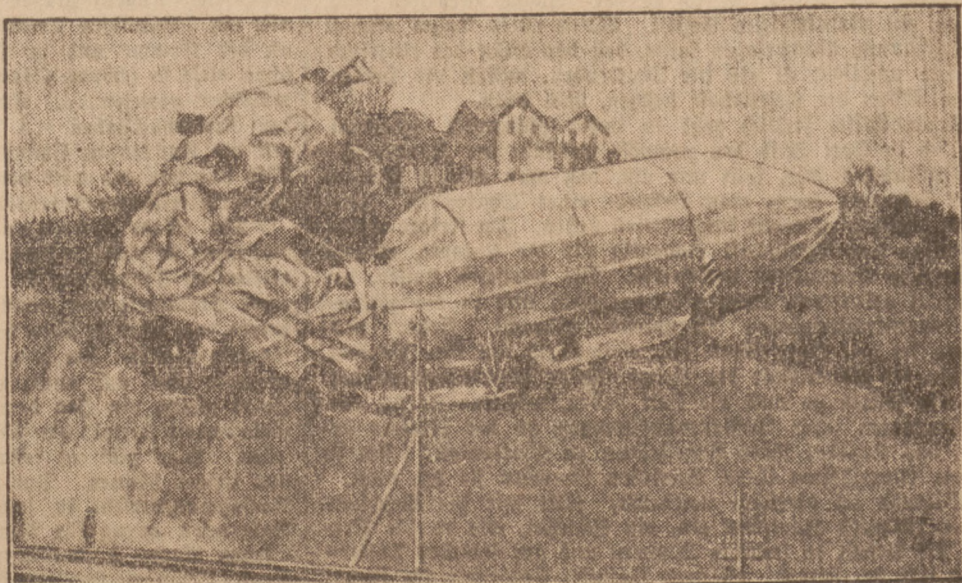
sich im tiefen Wasser hinuntersinken, stieß sich am Grunde mit den Füßen ab, so daß er mit dem Kopf wieder über Wasser kam und Luft schöpfen konnte und wiederholte dies mehrmals, bis er in flaches Wasser gelangte und nach einiger Erholung zum anderen Ufer weiter schwimmen und seinen Auftrag ausführen konnte. Bekannt als dies Bapourstück ist sein Erkundungsritt bei Beginn des deutsch-französischen Krieges geworden. Am 24. Juli 1879 führte er als Generalstabshauptmann eine Patrouille von acht Offizieren und sieben Dragonern über die Grenze der Pfalz bei Lauterbach, geriet sogleich mit einer französischen Kavalleriepatrouille ins Gefecht, gelangte am anderen Tage bis Hundershofen südwestlich von Wörth und machte in dem nahegelegenen Scheurenhof eine kurze Rast. Dort wurde er von stärkeren Reiterabteilungen angegriffen, verlor mehrere seiner Offiziere und Mannschaften durch Tod, Verwundung und Gefangenschaft, konnte selbst jedoch entkommen, indem er sich auf ein lediges französisches Kavalleriepferd schwang und mit diesem ein Gehölz erreichte, das ihn seinen Verfolgern verbarg. Schließlich gelangte er am 26. zu den bayerischen Vorposten bei Schönbach in der Pfalz und konnte am selben Abend seine Meldung in Karls-

Glauben an Zeppelin gewonnen hatte, das zeigte sich, als nach der Dauerfahrt vom 4. August 1908 über Basel, den Rhein hinunter bis Mainz und zurück nach Stuttgart, das Luftschiff bei Göttingen nach der Landung den Elementen zum Opfer fiel. Da setzte eine beispiellose Bewegung ein in Deutschland. In Kürze waren über sechs Millionen Mark zusammengebracht und dem Grafen zur Verfügung gestellt, und dies war die entscheidende Wendung. Alles weiterte sich, dem Grafen Zeppelin seine Liebe, Bewunderung und Hilfsbereitschaft zu erweisen, und er war vor allen Dingen der wirtschaftlichen Sorge um die Weiterführung seiner Aufgabe enthoben.

Wie vorher die Anfechtungen und das vielfache Mißgeschick, so stärkten auch jetzt die Häufungen von Glück und Ehren das Gleichmaß nicht im Herzen des Grafen. Er blieb derselbe in seiner Arbeit: der weiteren Entwicklung und Vervollkommenung seines Luftschiffes. Was daraus geworden ist, lebt in unser aller Gedächtnis durch Edders Fahrt über den Ozean nach Amerika. Das hat Zeppelin nicht mehr erleben dürfen, aber vorausgesetzt hat er es zu einer Zeit, als es fast noch niemand glauben wollte. Es ist zu hoffen, daß in diesem Jahre das



Die erste Stufe
Zeppelins erstes Luftschiff auf dem Bodensee.



Ein Rückschlag
Die Katastrophe bei Weilburg.

Ferdinand Graf Zeppelin wurde am 8. Juni 1838 in Konstanz am Bodensee geboren, und zwar auf der Insel, wo heute das prächtige Insel-Hotel steht. Ferdinand war ein sonniges Kind: seine Mutter, die der französischen Fliegerei-Familie Macaire d'Aggier entstammte, schreibt von ihm im Jahre 1848: „Ferdinand ist jetzt 5 1/2 Jahre alt, ein blauäugiges, blondgelocktes Engelsköpchen, der Liebling der Onkel und Tanten und wie der Vater die Gemütslichkeit selbst.“ Seine wissenschaftlichen Studien haben noch nicht begonnen, er wendet aber seine ihm angeborenen Geistesgaben beim Rühn, Holztragen, Zäun, Steinfahren usw. mit Erfolg an. Er ist auch so ziemlich an fast aller landwirtschaftlichen Arbeiten, weiß immer genau, auf welchem Felde

ruhe abfielen. Wie am Main vier Jahre vorher, so hatte er auch jetzt wieder durch Kühnheit und Beharrlichkeit, Festesgegenwart und Ausdauer eine Aufgabe erfüllt. Diese Eigenschaften waren es auch, die ihn in seinem späteren, der Luftfahrt gewidmeten Leben schließlich zum Erfolge verhalfen.

Nach dem Kriege 70 durchlief er die Reihenfolge militärischer Stellungen bis zum Kommandeur der 30. Kavallerie-Brigade in Saarburg, als welcher er im Herbst 1891 zur Disposition gestellt wurde. Vorher hatte er noch von 1885/1887 als württembergischer Militärbevollmächtigter und im Anschluß daran bis 1889 als Gesandter und Bevollmächtigter beim Bundesrat in Berlin gewirkt. Jetzt außer Dienst, kam der Graf zurück auf die Gedanken, mit denen er sich schon bei der Belagerung von Paris und später, anfangs der 70er Jahre, auf seinem Krankenlager nach einem Sturz mit dem Pferde in Straßburg beschäftigt hatte, nämlich auf das lenkbare Luftschiff. Die Arbeit mit diesem neuen Gegenstande, über den er

neue, in Friedrichshafen seiner Vollendung entgegengehende Luftschiff die Leistung seines Vorgängers bestätigen und übertrifft wird.

Das alles sind Früchte, die Zeppelins Arbeit getragen hat, aber größer noch als der Konstrukteur war der Mensch Zeppelin. Es muß, wenn ein Bild des Menschen Zeppelin gezeichnet werden soll, eines vor allem daraus hervorleuchten: der Wille, und er leuchtete auch in Wahrheit aus seinen blauen Augen. Was aber stand sonst noch zu lesen in diesen Augen? Güte, Treue, froher Sinn und demütige Weisheit. So soll sein Bild uns erhalten bleiben, uns und den kommenden Geschlechtern zur Nachahmung.

Zerstörer Sand

Eine Fahrt auf dem Suezkanal.

Ich verstehe von Technik so gut wie nichts, wenn in meiner Wohnung eine Klingelleitung entzwei ist, stehe ich hilflos. Vor einiger Zeit hat man mir mit Mühe beigebracht, weshalb man, wenn es kalt ist, den Kühler eines Autos mit einem Tuch bedecken muß. Ich glaubte, einem Kühler könne es gar nicht kalt genug sein, wenn er sich wohl fühlen sollte.

Hier im Suezkanal bin ich erstaunt, ich begreife, daß der Bau dieses Kanals eine große technische Leistung war und daß Vespers sein Standbild auf der Brechwassermauer in Port Said verdient hat.

Einen heimtückischen Feind als den Sand kann man sich gar nicht denken; man kann in diesem Sand noch so tief graben, es dauert nicht lange und die nivellierende Kraft, die in der Tiefe des Geriefes ruht, hat die Arbeit vernichtet. Wenn Sisyphus im Sande gebuddelt hätte, wäre er sich der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen noch schneller bewußt geworden. An den Rändern des Kanals bröckelt es, manchmal, wenn ein dicker Klumpen in das Wasser patzt, sieht man von Bord aus, wie ein feiner gelber Strom nachschleift. An manchen Stellen hat das Gebröckel solche Fortschritte gemacht, daß rote Böjen den Schiffen anzeigen, wie weit man fahren darf.

Wenn an irgendeiner Stelle die Einfassung des Kanals ins Gießen gekommen ist, reißt die Welle, die die Schiffe beim Vorbeifahren erzeugen, das Loch weiter auf. Sie zieht in der Enge des Kanals mit den Schiffen mit, und greift wie eine Hand auf die Dünen hinauf, bis sie erreicht hat, was sie will: das heimliche, unmerkliche Werk der Zerstörung beginnt.

Wenn einmal ein Jahr lang nur die Reparaturarbeiten ständen, wenn die Gesellschaft einmal ein Jahr lang die Hände in den Schoß legte und sich nur darauf beschränkte, die fetten Dividenden einzuziehen, fielen das Werk so großer Erfindungskraft und so mannigfacher Anstrengung in sich zusammen.

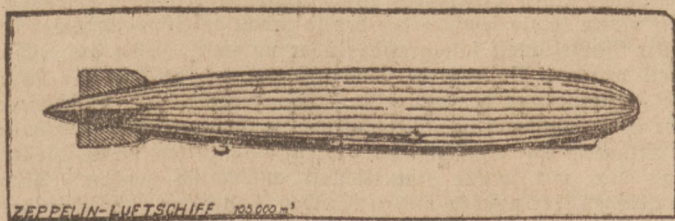
Kolonnen von Baggern, die von fern den grössten Schwimmtieren aus Gummi gleichen, wie man sie auf den Bodenbildern von Florida sieht, sind flappernd tätig, dicke Schmutz- und Schlammabladungen werden aus dem Grund gehoben.

Als wir in Ismailia ankamen, etwa die Hälfte des Kanals haben wir hinter uns, sind wir mitten in den Erneuerungsarbeiten drin. Mein Steward, der sich offensichtlich für mein geistiges Wohl und meine Belehrung interessiert, kommt stolpernd in meine Kammer gestürzt, außer Atem teilt er mir mit, ich müsse sofort an Deck steigen. Ich folge ihm langsam, die blendend brennende Sonne zwingt mich, die Hand vor die Augen zu halten. Wie eine weiße weite Glasfläche liegt die Wüste da, langsam unterscheidet man verschiedene Farben, ein zöllicher Ton, der über die kleinen Dünenberge und weissen



Ein Schlafkabine in „L. 3. 127“.

die Knechte beschäftigt sind, interessiert sich ungemein für neue Wägen, Sämaschinen usw. Er ist sehr stolz darauf, ein Württemberger zu sein und eben sein erstes Paar Stiefel bekommen zu haben.“ Mit seiner älteren Schwester Eugenie und seinem jüngeren Bruder Gerhard verlebte Ferdinand eine glückliche Jugend in ländlicher Freiheit, geübt und gepflegt von liebevollen Eltern, die, wie Zeppelin selbst erzählt, den Grundsatz hatten, möglichst wenig zu erziehen oder die Erziehung fühlen zu lassen. 14 Jahre alt verlor er seine heißgeliebte Mutter und kam dann bald aus dem Hause nach Stuttgart auf die Realschule und im Anschluß daran auf die Polytechnische Schule. Von hier aus bezog er 1855 die Kriegsschule in Ludwigsburg und wurde 1858 Offizier. Als junger Leutnant ließ er sich zum Besuch der Universität Tübingen auf zwei Semester beurlauben und studierte dort Staatswissenschaften und einige technische Fächer. Im Jahre 1863 sehen wir ihn in Nordamerika dem Sezessionskriege beiwohnen; dort kam er zum ersten Male in seinem Leben mit einem Luftfahrtgerät in Berührung, indem er bei St. Paul im Fesselballon mit aufstieg. Hatte er in diesem Kriege in Nordamerika bei der Begleitung eines Kavallerieangriffs schon die Feuerkraft erhalten, so nahm er drei Jahre später in der Heimat am Kriege 1866 teil. Beim Gefecht von Wilschaffsburg zeichnete er sich dadurch aus, daß er, um die jenseits des Main zurückgehende heftige Division zum erneuten Standhalten zu veranlassen, in voller Uniform in den Main sprang, um ihn zu durchschwimmen. Als ihn in der Mitte des Stromes die Kräfte verließen, ließ er



So sieht das neueste Zeppelin-Luftschiff „L. 3. 127“ aus, das am 9. Juli getauft wird.

sich aufs gründlichste unterrichtete, nahm ihn nun ganz gefangen, und bald nach seinem Abschied hatte er seinen ersten Entwurf auf dem Papier fix und fertig. Er hatte von vornherein einen anderen Weg gewählt als die bisherigen Konstrukteure, von denen Krebs und Renard mit ihrem Luftschiff „La France“ bisher den größten Erfolg erreicht hatten, bei einer Eigengeschwindigkeit von 6,5 Meter je Sekunde. Sein Luftschiff sollte die Bedingung der unveränderlichen Form dadurch erfüllen, daß es ein starres Gerippe hatte, während bei den sonstigen Versuchen für die Erhaltung der Form durch inneren Überdruck gesorgt worden war. Das war ein kühner Gedanke, denn es lag auf der Hand, daß das Zeppelinluftschiff durch seine starre Konstruktion ein großes totes Gewicht zu tragen hatte, und daher in viel größeren Abmessungen gebaut werden mußte als wie es für die Prallschiffe notwendig war. Große Schwierigkeiten waren zu überwinden und erheblicher Geldopfer bedurfte es, bis das erste Luftschiff im Sommer 1900 zur Erprobung fertig war. Drei Fahrten wurden mit diesem Schiff gemacht; sie erwiesen die vorher vielfach angezeigte Richtigkeit der Voraussetzungen Zeppelins, daß nämlich das große, damals 128 Meter lange, starre Gerippe mit seinen in 18 Zellen verteilten gasgefüllten Hüllen sich tragen und sich regieren lassen würde. Die gezeigte Eigengeschwindigkeit war jedoch zu klein. Zeppelin ging daher an den Bau eines zweiten Luftschiffes, dessen Hauptunterschied in der stärkeren Motorkraft bestand: anstelle der beiden 16-pferdigen traten jetzt zwei 85-pferdige Daimler-Motoren. Jedoch erst mit dem dritten Luftschiff kam es zu durchaus gelungenen Fahrten, um den Bodensee herum am 9. und 10. Oktober 1906. Das war der erste anerkannte Sieg des Grafen. Geldmittel wurden flüssig gemacht durch die Motorluftschiff-Studien-Gesellschaft durch eine Lotterie und durch unmittelbare Reichsbeihilfe. Es folgten Fahrten von größerer Ausdehnung, und wie das deutsche Volk inzwischen den

zieht, beißt sich in das Auge fest. In dem verschlungenen Gitter, in tausend Treppen und Treppchen des Sandes nijst es grau und bläulich, als ob hier Kolonien von seltsamen Pilzen wüchsen. Rechts von mir ist einer von den vielen Kanalbahnhöfen, die in regelmäßigen Abständen vorbeigleiten. Auf einem weißen Schild, das kerzengrade dasteht wie ein beturbanter Haremshüter, kann ich die Buchstaben „Gare de Thoussum“ unterseheben. Links, erhöht auf dem Kanaldamm, stehen einige zu Ismailia gehörige flache Häuser mit der typischen rundherumlaufenden Veranda. Vor mir, mit der Hand greifbar, arbeiten etwa Hundert Kamele mit ihren Treibern; sie tragen die Sandbröckel, die über die Böschung in den Kanal gefallen sind und von riesigen Sudannegern in Kisten gesammelt werden, in die Wüste zurück, dorthin, wie sie herkommen und hingehören. Die Kisten hängen links und rechts an den Rücken der Kamele in ledernen Gurten, die Treiber schreien und stoßen den Tieren mit spitzen Stöcken in die Weichen. Merkwürdig schwermfölig und gespreizt ist dieser Kamelsgang, durch keinen Stad, keine Peitsche, kein heiseres Brüllen zu beschleunigen.

Hundert Meter weiter, es eilt alles an uns vorbei wie ein Kilmband, liegt eine verlassene Gelbbahn; offenbar traut man der Tragfähigkeit der Tiere mehr als einer Technik, die die sudanesischen Dickhäuter zum Nachdenken zwingen könnte. Aber auch ohne dies wäre die Bahn hier kaum zu gebrauchen, da jedes Sandkorn ein Feind ihrer Schnelligkeit ist. Hin und wieder sieht man auf dem Wüstendamm ein Auto vorbeifahren, es kommt von Kairo und fährt nach Suez. Wer weiß, ob nicht eines Tages das Kamel auch wieder über das Auto flegt, das jetzt selbst hier einen so rapiden Fortschritt zu verzeichnen hat.

Ich empfinde heute das Feindselige des Sandes stärker als sonst. Natürlich ist der Kanal ein großes Wunder, aber dieses Wunder verursacht nur den Herren Freude, die die Dividenden einstreichen; die Kulis, die ich in der Sonne arbeiten sah, machten ein verdrießliches Gesicht. Wenn eines Tages einmal die Aufschauung durchdringen sollte, daß das Glück des einzelnen Menschen wichtiger ist als die Dividenden, wären die Herren, die die Aktien der Gesellschaft besitzen, übel dran.

Augenblicklich freilich geht es ihnen glänzend; jedesmal, wenn ich in Port Said das pompöse Gebäude der Kanalgesellschaft auftauchen sehe, fällt mir ein, daß man vierzig Prozent Zinsen bekommt, wenn man Besitzer eines Shares ist. Zwei Shares genügen zu einem sorgenfreien Leben. Im Kriege waren die Herren der Gesellschaft eindeutig für die Entente, obwohl die Satzung Neutralität vorschreibt. Die deutschen Lotfen, die im Kanal arbeiteten, wurden hinausgeschickt und in die glühenden Konzentrationslager Ägyptens gebracht. Heute prozessieren sie von Deutschland aus ohnmächtig um ihre Pension.

Mit der Generosität der Herren ist es nicht allzusehr her, aber wie sollten sie auch die Zeit haben, während sie sich von den Strapazen ihrer Aufsichtsratsitzungen an der Riviera erholen, das Schicksal ihrer Angestellten zu überdenken? Um so lumpige Einzelheiten ihres Betriebes kümmern sie sich nicht.

Während ich hierüber nachdenke, fällt mir die Geschichte unseres früheren Kapitäns ein, ein Schicksal, wie es die Seefahrt, die Arbeit in fremden Ländern und auf fremden Meeren täglich mit sich bringt. Seinem Dampfer begegnete im Kanal ein italienisches Schiff, das mit größerer Schnelligkeit fuhr, als es an dieser Stelle fahren durfte. Ein Zusammenstoß wurde mühsam verhindert, das italienische Schiff stieß aber mit dem Heck gegen die Steine des Uferandes. Später, bei der Untersuchung im Dock stellte sich heraus, daß ein Teil des Schiffsbodens aufgerissen worden war.

Nach einem halben Jahr bekam die deutsche Gesellschaft von der italienischen eine Schadenersatzklage über dreihunderttausend Pfund Sterling, eine Summe, die die Tüchtigkeit eines Kapitäns, und wenn sie noch so groß ist, nicht aufwiegen kann. Bei dem Kapitan handelte es sich um Sein und Nichtsein. Das heißt, es handelt sich immer noch um Sein und Nichtsein, denn die Verhandlung, die über seine Zukunft entscheiden wird, hat noch nicht stattgefunden.

Wichtig ist nur, zu wissen, daß die Gesellschaft den Kapitan entlassen wird, wenn der Prozeß ungünstig für sie ausläuft, obwohl sie weiß, daß er unschuldig ist. Sechshunderttausend Mark sind, wie die Sache auch stehen mag, in diesem Falle die Erlöszen eines Menschen nicht wert; eine Prozeßniederlage würde schon aus Prestigegegründen die Entlassung des Kapitäns herbeiführen.

Die Verhandlung über den Zusammenstoß findet vor einem internationalen Seegericht in Suez statt und der Zufall will es, daß der Kapitan, dem das Unglück passierte, und die Anwälte, die sich die Gesellschaft für den schwierigen Fall ausgesucht hat, auf unserem Schiff fahren.

Sie reisen nach Suez und wollen sich dabei beim Passieren des Kanals die Stelle, wo sich der Italiener den Boden aufriß, noch einmal genau ansehen. Der alte Kapitan hat sein Schiff einem jüngeren abtreten müssen, er steht manchmal neben ihm auf der Kommandobrücke, obwohl er dort nichts mehr zu sagen hat. Die Rechtsanwälte, zwei fette Italiener, beteiligen sich in französischer Sprache an der Unterhaltung, sie sehen nicht sehr vertrauenswürdig aus. Einer der Advokaten hat einen großen runden Hut wie ein spanischer Torero. Als ich einen Offizier des Schiffes das sage, beschwört er mich, diesen Mann nicht zu beweihe, da er der Gesellschaft aus der Patsche helfen müsse.

Was geschehen wird, weiß kein Mensch, wir sind alle auf der Seite des alten Kapitäns, der so wehmütig auf der Kommandobrücke steht und auf die Sandwüste hinausieht. Ich suche nach einem Zusammenhang zwischen dem feindseligen Gerisfel der Wüste und dem zerbrockelnden Leben dieses Greises. Wenn man dergleichen beobachtet, könnte man an die Wahrheit einer Banalität glauben: bleibe zu Haus und nähre dich redlich.

Um wieviel besser als er hat es dagegen die Tochter des Kohlenkönigs, die mit ihrer Mutter als Luxuspassagierin bei uns an Bord ist. Neulich ist sie mit Mama bei den Pyramiden gewesen und hat auf einem Kamel gesessen. Davon müssen wir nun den ganzen Tag lange Geschichten über uns erzählen lassen. Später hat man von Kairo aus eine Autofahrt in die Wüste gemacht. „Denken Sie sich das nur einmal, meine Herren.“ Ich denke mir das und bekomme einen gnädigen Blick und das ist die höchste Auszeichnung, die einem hier zuteil werden kann.

„Und was meinen Sie, wieviel man heute schon ist, auf halbem Wege kam uns ein Rückenwagen von Cook entgegen und brachte uns zu trinken und zu essen.“

Ich beteilige mich höflich an der posthume Freude über den Cookschen Rückenwagen.

Folgt die Erzählung eines Piznias in der Wüste. Man erhält Aufklärung darüber, daß die Zeiten, wo verirrte Menschen in der Wüste einer Kata Morgana nachrannten und verschmachteten mußten, endgültig vorbei seien. Man trage einen kleinen Funkapparat in der Tasche und, wenn man Hunger habe, rufe man den Cookschen Refreshment-Car an, der sofort gefahrlos durch die Wüste herbeigeleitet kommt. Zukunftsmusik? Nein, Gegenwartswirklichkeit.

Nach dem ereignisreichen Tage, der mir die arbeitenden Kamele bei Thoussum zeigte, sitzen wir im Rauchsalon des Schiffes zusammen und besprechen, was wir erlebten. Es er-

Das Arbeiterfängerfest in Hannover

(Schluß.)

Die Leistungen der übrigen Veranstaltungen waren vor der dortigen gesamten Presse eingehend gewürdigt. Es würde hier zu weit führen, wollte man die gesamten Regenzuren im Original bringen. Jedoch in allen Berichten, ob von sozialistischer oder bürgerlicher Seite, wurde anerkannt und geschrieben: „Der Arbeitergesang hat sich zum Kulturfaktor emporgearbeitet! Die Ziele, welche sich die einzelnen Gruppen gesteckt haben, sie nahezu vollkommen erreicht. Den Abschluß der Veranstaltungen bildete am Montag, den 18., abends 10 Uhr, ein Riesengefecht. Zwar bin ich mit gemischten Gefühlen dorthin gegangen, denn Feuerwerk ist mit Pulververbrauch verbunden und wo Pulver verbraucht wird, ist der „Höllentod“ in der Nähe und deshalb mag ich das Pulver nicht gerne riechen. Die Menge steht und wartet. Da kurz hintereinander mehrere Abschüsse und gleich darauf dicht vor uns in der Luft Explosionen, genau so als ob in der Helldenzzeit von 1914–1918 die Schrapnells so schön den Abendhimmel erleuchteten. Schon martiere ich, aus Übung von bejagter Zeit, den Vogel Strauß (das heißt: „Kopf zwischen die Schulterblätter verschieben“), als ringsumher Ausrufe der Bewunderung und des Staunens — oh! — ah! — schön! — laut werden und sehe nun auch. Nicht Eisen und Blei, sondern zum tödlichen Verderb regnen hernieder, sondern aus jedem dieser spielenden Geschosse sprüht ein gewaltiger Funkenregen in allen Regenbogenfarben, ringsumher ein magisches Licht verbreitend. Immer mehr dieser von der Menge so bewunderten Kugeln plagen und ich glaube, davon könnten wohl alle ein Mündiges Trommelfeuer vertragen. — Schade, daß es an der Sonne und in allen anderen „Höllenschlachten“ nicht schon diese so schönen Granaten gab! Der Krieg wäre weit gemüthlicher gewesen... Den Höhepunkt bildete das Abbrennen der Riesenschiffe „1. Deutsches Arbeiterfängerbundesfest“, mit der leuchtenden Sonne dahinter. Sekundenlang stand dieses Bild und dauernd wird der Bund bestehen bleiben, als Mitglied der Arbeiterfänger-Internationale.

Die Stadt Hannover haben wohl alle Teilnehmer eingehend besichtigt. Auch hier will ich niederschreiben, was an klebenden Eindrücken ist. Im Festbuch, daß vom Ausschuß mit einer Stadtkarte von Hannover an jeden Teilnehmer ausgegeben wurde, war alles so schön beschrieben und so war die Orientierung für jeden leicht. Im Zoo, um bei den Viechern anzufangen, gab es (wie auch auf anderen Stellen) ermäßigten Eintrittspreis. Zwar gleicht ein Zoo dem anderen, jedoch soll man so oft sich Gelegenheit bieten, die Einheimische und fremde Tierwelt anzusehen. Hier gibt es sogar Abwechslung. Man braucht nicht nur immer schauen. Das lustige Affenbölchen sorgt in seinem Nachahmungstrieb, in seinen primitiven Spielen und ernstlichen Salereien genug für Abwechslung. Der Naturfreund, der mit offenen Augen hindurchwandert, staunt immer wieder über die Kraft, Schönheit und Zweckmäßigkeit im Bau der Tierkörper und er wird gerührt von den sehnsüchtigen Blicken nach Bewegung, nach Freiheit. Dann kommen wir zu dem, was Menschenhände geschaffen und bewundern in Herrenhäusern die herrlichen Anlagen, um die andere Großstädte Hannover bestimmt beneidet haben. Auch wir vom Lande, die wir Natur im Urzustande genug vor Augen haben, möchten gerne länger in dieser von Menschenhand in bestimmter Form gehaltenen Anlage wandeln. Dann kommt das Palmenhaus, ein riesiger Glashaus, in dem man Palmen und andere exotische Gewächse in Lebensgröße findet. Wendeltreppen führen uns bis zur Spitze, wo wir uns die Palmen, Lianen und Schlinggewächse auch von oben ansehen können. Von den Schiffsjungen und sonstigen sehenswerten Bauten will ich schweigen, sie haben mich als Arbeiter nicht interessiert. Nur einen Bau möchte ich beschreiben und zwar den „Wolkenträger“ von Hannover. Hier ist oben ein Planetarium untergebracht und dieser letzten Einrichtung habe ich, wie auch fast alle, meine Aufmerksamkeit gewidmet. Im Jahrstahl fährt man hoch, nach dem der übliche Obolus entrichtet ist. Unter einer Kuppel, die den Horizont darstellt, nehmen wir Platz. In der Mitte steht ein mächtiger Apparat. Nachdem es nun finstern gemacht ist, beginnt die Vorführung des Sternenhimmels. Erst werden die Fixsterne gezeigt und erklärt, man hört deren Entfernungen und lernt die Länge eines Lichtjahres (9 1/2 Billionen Kilometer) kennen. Mit einem Male leuchtet der der so prächtige Sternenhimmel in voller Natürlichkeit fast greifbar über unseren Köpfen auf. Ein Pfeil wandert hin und her und ein Stimmchen erklärt die Lage der Fixsterne und der Planeten. Dann beginnt das Unfassbare: Der Sternenhimmel vom Verlauf von 24 Stunden zieht innerhalb 4 Minuten an uns vorbei. Kein Buch, kein Schriftsteller kann dies mit solcher Natürlichkeit anschaulich machen. Aber demjenigen, der gesehen und verstanden, hasset der Anblick in der Seele. Wie kann sich diese Sternenscheibe durch den Raum bewegen, ohne einander zu zerstören? Aber verstehen kann man es, wenn man die Entfernungen von einem zum anderen Himmelskörper kennt. Und dennoch bleibt es wunderbar und man bekommt eine Ahnung von der „Harmonie“ im Bau des Weltalls. Die weltberühmten Fabriken in Hannover, wie Continental-Gummifabrik, ebenso „Excelsior“, dann Lindener Samt, Leibniz Keks usw., zu besichtigen, fehlte uns die Zeit, außerdem wollte man auch bei dem Feste des „Arbeiter-Gesanges“ nicht an die Arbeit erinnert werden.

hebt sich ein Streit darüber, ob Zivilisation oder Natur das Gegebene und Notwendige sei. Wenn ich dergleichen höre, fällt mir immer der Streit ein, was besser sei, eine Wurst oder ein Beefsteak: wir müssen uns mit beidem abfinden und wir befinden uns wohl dabei.

Ein Belgier, der mit Frau und drei Kindern dem Tan-ganikasee zustrebt, erkennt die Natur als das „eigige Wahre“ an, will diese Ansicht aber nicht übertrieben haben, er bekennt sich zur Mäßigkeit. Er schimpft auf die Jäger, die zum Beispiel am Kongo, den er kenne wie seine Westentasche, bis zum Bauch im Wasser stehen müßten, wenn sie auch nur eine Schnepfe schießen wollten.

Ich sehe ihn fragend an, weil ich zwischen seinen Bemerkungen und Ansichten keinen logischen Zusammenhang entdecken kann; vielleicht bin ich aber auch nur zu müde; denn der Tag war sehr anstrengend.

Ein portugiesischer Arzt meint, wenn man die Jagd nicht als Sport betreibt, habe sie überhaupt keinen Sinn. Ich höre nur noch mit einem halben Ohr auf das, was er pathetisch vorbringt.

Der Mann kann nicht genau sagen, was er unter sportlich betriebener Jagd versteht. Niemand verlangt von ihm eine ernsthafte Erklärung, es ist schweiß im Raum, die Ventilatoren jurren, und wir sitzen lässig, an unseren Cocktails saugend.

Gegen Mitternacht gehe ich noch einmal aufs Deck und sehe mir den Kanal an, links flimmern schon die Lichter von Suez.

Noch eine Berühmtheit der Stadt Hannover hätte ich beinahe vergessen. — In Hannover an der Leine haben die Mädel dicke Beine... — Ich habe überall umher geschaut und gefragt, konnte aber diese „Berühmtheit“ nirgends entdecken. Das heißt, soweit die Beine zu sehen sind, waren sie normal. Wie sich die Proportionen bejagter Körperteile auf der bedeckten Hälfte verhielten, weiß ich nicht, — möchte es auch nicht verraten.

Nachdem nun genug gesungen, gehört und geschaut, schlug die Scheideklunde. Nur ungern gingen wir zum Bahnhof, um von der „gastlichen“ Stätte zu scheiden. (Hannover hat seit dem 20. Mai 1928 eine rote Mehrheit und daher die freundliche Aufnahme.)

Am Bahnhof, Montag nachts. Die einzelnen Gruppen und Gänge, die sich nicht an den geplanten Ausflügen (nach Helgoland, Lüneburger Heide, Teutoburger Wald usw.) beteiligen wollten, rüdten mit Musik zum Bahnhof, um per Extrazug zu Müttern zu fahren. Noch einmal erlebten wir hier den erhebenden Augenblick, marschierende Arbeiter unter den Klängen der „Internationale“ zu sehen und begeistert wurde bei jeder ankommenden Gruppe von allen Anwesenden mitgesungen: „Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!“ Von Arbeitern geungen, von Arbeitern geführt und von Arbeitern bereinigt ausgeführt! Gibt es eine bessere Garantie des Völkerefriedens? Mit diesem Eindruck schieben wir, denn wir wußten, diese Massen von Menschen stehen nicht unter dem Einfluß des Alkohols (ich habe in Hannover, obwohl ich fast Tag und Nacht Nachschau gehalten, keine „besoffenen“ Sänger gesehen).

Am Dienstag früh waren wir wieder in Berlin und zusammen mit dem Breslauer Volksschor vom Reichstagspräsidenten Gen. Lobe, welcher auch Mitglied letzteren Chores ist, zur Besichtigung des deutschen Reichstagsgebäudes geladen. Den Bau, den wir uns auf der Hinzreise von Augen angesehen, sollten wir nun von Innen kennen lernen. Vorerst gab es ein Frühstück, bestehend aus Kaffee und Kuchen. Dann wurden wir durch die einzelnen Räume geführt, wo alles erklärt wurde. Die einzelnen Gemälde, wie „Gerechtigkeit“, „Liebe“, „Krieg“, „Frieden“ usw., wirbeln mir heute noch im Kopfe herum, weil sie doch von jeder Partei anders verstanden und ausgelegt werden. Ich glaube nur an eine Gerechtigkeit, wenn...

Hier in diesem Raume liegen über 500 deutsche und ausländische Zeitungen aus, so erklärt der Führer, und schon geht's weiter. Schade, ich hätte zu gerne die „Wahrheiten“ der einzelnen verglichen.

Zu diesem Kronleuchter sind 120 Zentner Goldbronze verarbeitet! Der Entwurf stammt von Herrn so und so und die Ausführung von der Firma H. H. Die einzelnen Ornamente bedeuten... Möge er den Herren Abgeordneten eine Leuchte zur Wahrheit sein, so flüsterte ich meiner Begleiterin ins Ohr. Die jedoch, noch untröstlich, daß sie im Reichstag mit ungeschulenen Fingern frühstücken mußte (die Nachgelegenheit hatte sie verpaßt), wendet sich entrüstet zur Seite und nun hatte ich Zeit, mir alles genauer anzusehen. Nachdem noch einzelne Räume besichtigt sind, kommen wir in den eigentlichen Sitzungssaal.

Herrgott, ist die Stube klein, so dachte ich im Anfang. Als jedoch jeder von uns (es waren annähernd 200 Sänger anwesend) einen „Abgeordnetenplatz“ eingenommen und noch eine gähnende Leere vorhanden, bekam ich doch Respekt.

Reichstagspräsident Genosse Lobe demonstrierte uns nun so eine Sitzung vor. Zuerst kam die „Glocke“ in Tätigkeit. An der Größe derselben konnte man ersehen, daß auch hier mitunter mehr als die „Einzahl“ von Abgeordneten das Bedürfnis hat, gleichzeitig zu sprechen.

Wir sehen, welchen großen Raum die sozialistischen Abgeordneten hier belegen und damit sich niemand verirrt, das Tafelchen mit dem Namen vor jedem Sitz.

Dann hat uns noch die Jaz, Nein- und die Stimmenthaltungstür interessiert. Hier war nämlich, auf der Tür, ein Schäfer ausgeschnitten, der seine „Samuel“ zählt und so mander Witz wurde darüber gerissen und in der Begeisterung über dies „Sammelzählen“ habe ich sogar vergessen, aus welchem Holz diese Türen hergestelt sind.

Auf einer anderen Stelle konnten wir uns Ansichtskarten kaufen. Im Vorraum begrüßte Genosse Lobe nochmals seinen Breslauer Volksschor und lud die Mitglieder desselben ein, seine Wohnung zu besichtigen. Nach einigen Abschiedsliedern des Breslauer und unseres Chores verabschiedeten wir uns und gingen zum Bahnhof, um nach der Heimat zu fahren. Das Fest ist vorbei und die Reile ebenfalls, denn auf der Rückreise blieben alle Gelände- und Naturschönheiten unberücksichtigt. Die Sänger hatten etwas „größeres“ erlebt. Sie hatten die Arbeiter in ihrer Kunst des Gesanges und in ihrer proletarischen Einigkeit gesehen und kennen gelernt, und hauptsächlich diese Eindrücke werden sie ihr ganzes Leben nicht vergessen. Sie werden weiter singen als Mitglieder der Arbeiterfängerinternationale und werden weiter mitwirken an der Völkerverbrüderung und Völkerveröhnung, bis einmal der Tag kommt, wo der Sozialismus seine Flügel über die ganze Welt ausgebreitet hat.

In der Dunkelheit passieren wir einen Bagger, auf dem Jellachen sitzen.

Ich höre „Bachschisch“ — und noch einmal in der Ferne klingend „Bachschisch“.

Richard Sucklenbed.



Der kurzschichtige Ontel

„Sieh, Better Karl, das ist unser Vorch.“
„Um — ja sag' mal — ich wußte ja gar nicht, daß ihr Zwillinge habt.“

Gewerkschaften und Klassenkampf in den Vereinigten Staaten

Das politische, sogar das wirtschaftliche Leben der Vereinigten Staaten wird gegenwärtig von der kommenden Präsidentenwahl beherrscht. Im Zusammenhang mit der Präsidentenwahl wird die Frage der amerikanischen Arbeiterbewegung, die schon seit langem die sozialistische Theorie und Praxis beschäftigt, neuerdings aufgerollt. Weshalb spielen die großen Arbeiterscharen der Vereinigten Staaten bei den Präsidentenwahlen keine selbständige Rolle? Gibt es in dem mächtigsten kapitalistischen Lande der Welt, in den Vereinigten Staaten, überhaupt keinen Klassenkampf? Ein Blick auf das alltägliche Leben der amerikanischen Arbeiterbewegung bezeugt das Gegenteil. Es gibt einen heftigen Klassenkampf in Amerika, nur weichen die Formen dieses Kampfes in manchen Punkten von denen des europäischen Klassenkampfes ab.

Wie in der Vorkriegszeit Deutschland, so führt derzeit die amerikanische Großstadtindustrie, die im Süden einen fast feudalen Charakter trägt, einen ständigen Krieg gegen die Gewerkschaftsbewegung. Die Mehrheit des amerikanischen Unternehmertums, wie dies Butler, der stellvertretende Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, in seinem interessanten Bericht über die Beziehungen zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern in den Vereinigten Staaten feststellt, sieht in härtester Gegnerschaft zu den Gewerkschaften. In der Metallindustrie und im Bergbau begegnen die Gewerkschaften dem größten Widerstand der Industrieherrn. Gelbe Verbände werden geschäftet, in manchen Arbeitsverträgen wird der Eintritt in die Gewerkschaften verboten. (Gelber-Hundsvertrag wird eine solche Vereinbarung in Amerika genannt.) Der Schutz des Streikbrechers und des gelben Arbeiters ist zu einer wahren Kunst entwickelt. Die Unternehmer nehmen nicht nur die Dienste der Detektivbureaus in Anspruch, sondern stellen, wie dies des öfteren von staatlichen Kommissionen festgestellt und sogar von den Unternehmern selbst eingestanden wurde, auch regelrechte Spionageorganisationen auf. Der Geheimdienst zur Bewachung der Belegschaft des Betriebes ist ein Bestandteil der Wirtschaftsführung der amerikanischen Schwerindustrie geworden. Wenn ein Lohnkampf ausbricht, werden nicht nur Militär und Polizei gegen die Streikenden aufgebaut, sondern auch bewaffnete Freikorps, die im Dienst der Großindustrie stehen. Gerade durch solche Praktiken wird die offene Arbeitskämpfe in den Vereinigten Staaten weit erbitterter und gewalttätiger als in den europäischen Demokratien. Tote bei Streiks gehören keineswegs zu den Selbstenheiten. Denken wir nur an den Kohlenstreik vom Juni 1922, in dem 25 Arbeiter getötet wurden.

Der skrupellose Kampf der scharfmacherisch eingestellten Großindustrie wird zudem von einer schamlosen Klassenjustiz unterstützt. Gerichte leisten durch ihre Einheitsbescheide der Industrie eine wesentliche Unterstützung. Sperren, die von den Gewerkschaften über die bestreikten Betriebe verhängt werden, gelten als ungesetzmäßig und dienen so als Veranlassung, die Gewerkschaften zur Zahlung von hohen Schadenerschüssen zu verurteilen. Nach der amerikanischen Rechtsauffassung sei es eine unerlaubte Handlung, jemand zum Beitritt zu einer Gewerkschaft zu bewegen. Ein anderes Gericht brachte sogar den Mut auf, die Unterstützung der Streikenden mit Lebensmitteln zu verbieten. Die gegen die Übergriffe der Trufts geschaffenen Gesetze wurden von den Gerichtshöfen in unzulässiger Verallgemeinerung gegen die Gewerkschaften angewandt. Das Clayton-Gesetz, das man auch als Magna Charta der Arbeit bezeichnet, hat zwar in gewissem Maße dieser ungesetzmäßigen Praxis einen Einhalt geboten, hat aber die daran geknüpften Sanktionen nicht verwirklichen können. Die amerikanischen Gewerkschaften sprechen daher auch ganz offen von der Klassenjustiz der amerikanischen Gerichte.

Neben der Peitsche kommt aber auch das Zuckerbrot in diesem Kampfe der gewerkschaftsfeindlichen Großindustrie zur Anwendung. Die Betriebsräte dienen in Amerika zum größten Teil der Verdrängung der gewerkschaftlichen Bewegung. Ihre Wahl geschieht meistens unter dem Einfluß der Unternehmer, die ihren Wirkungskreis äußerst eng bemessen, ihnen in Lohnfragen so gut wie keinen Einfluß einzuräumen und nur selten Bilanzen vorlegen. So daß sich ihre Kompetenz meistens in der Überprüfung von Entlassungen erschöpft. Einzelne Unternehmungen machen den Verkauf oder die Verteilung von Kleinaktien an die Arbeiter zum Kampfmittel gegen die Gewerkschaften. Die so geschaffenen Aktienbesitzer, die zudem häufig kein Stimmrecht haben, müssen sich oft genug noch dazu verpflichten, keiner Gewerkschaft beizutreten. In einigen Großbetrieben werden zur Vermeidung überflüssiger Ermüdung Ruhepausen, bezahlte Urlaube eingeschaltet, gewisse Ergebnisse der modernen Arbeitswissenschaft verwendet. Auch finden wir einzelne amerikanische Unternehmungen, die ähnlich wie die feudalen geführten Großbetriebe des monarchistischen Deutschland die Gewerkschaften durch Einrichtung von Wohlfahrtsinstitutionen zu bekämpfen suchen. Da in dem Land nur kümmerliche Ansätze einer Sozialversicherung zu finden sind, werden die Arbeiter häufig von dem Unternehmer versichert, verlieren aber bei Verlassen der Arbeitsstelle in der Regel sämtliche Rechtsansprüche. Alle diese und ähnliche Mittel bezwecken letztlich neben der Beeinträchtigung der Gewerkschaftsbewegung auch die Vermeidung des in Amerika sehr häufigen Arbeitswechsels, der den Unternehmern große Kosten verursacht.

Neben diesen scharfmacherischen Unternehmern, die die Gewerkschaften mit allen Mitteln bekämpfen, gibt es auch andere, die die Gewerkschaften anerkennen. Wenn wir von den sehr gut organisierten Eisenbahnern absehen, finden wir Fälle von friedlicher Zusammenarbeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vornehmlich in der Mittel- und Kleinindustrie. Im Baugewerbe und in der Buchdruckerei haben sich die Gewerkschaften besonders günstig entwickelt. Was ihre Arbeit von der der europäischen Gewerkschaften vielseltig am meisten unterscheidet, ist die Zusammenarbeit mit Unternehmern in Fragen der Verbesserung der Produktionsmethoden. Somit ist die Arbeitsmethode der amerikanischen Gewerkschaften im großen und ganzen der europäischen gleich. Abgesehen von der gewerkschaftlichen Schutzmarke, dem „Label“, finden wir bei den amerikanischen Gewerkschaften die gleichen Mittel und Methoden wie in Europa. Kollektivverträge, schiedsrichterliche Institution, das Prinzip der geschlossenen Werkstätte, in die kein unorganisierter Arbeiter hereingelassen wird, und gewerkschaftliche Vertrauensmänner in den Betrieben sind in Amerika ebenso wie in Europa bei den Gewerkschaften anzutreffen. Die Ideologie der amerikanischen Gewerkschaften steht dem reformistischen Syndikalismus der französischen Gewerkschaften am nächsten. Der Grundsatz einer

allgemeinen Harmonie zwischen den Klassen wird auch von den amerikanischen Gewerkschaften verworfen. Die große Rolle, die die Arbeit im Wirtschaftsleben spielt, wird von ihnen immer hervorgehoben und von hier aus eine angemessene Beteiligung der Arbeiter am Gesamtvertragsvertrag verlangt. Sie beabsichtigen vor allem, das Wirtschaftsleben mit dem Geiste der Wirtschaftsdemokratie zu durchdringen. Die Bildung von Industrierräten, die Organisation der Gesamtwirtschaft auf paritätischer Grundlage schwebt manchem amerikanischen Gewerkschaftsführer vor.

Was die amerikanische Gewerkschaftsbewegung von der europäischen jedoch besonders trennt, ist ihr künftlerischer und aristokratischer Charakter. In der Regel sind die amerikanischen Gewerkschaften Organisationen von Facharbeitern. Im Bergbau und in der Damentonfektion hat sich der Gedanke des Industrieverbandes allerdings schon durchgesetzt, und im Baugewerbe, in der Metallindustrie und bei den Eisenbahnern finden wir Kartelle, die den ganzen Industriezweig umfassen. Trotzdem ist im großen und ganzen die Methode des organisierten Aufbaues der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung, gemessen an den europäischen Verhältnissen, durchaus rückständig. Da die Gewerkschaften zum größten Teil nur gelernte Arbeiter organisieren, stoßen sie infolge der fortschreitenden Mechanisierung der amerikanischen Industrie, der wachsenden Einbeziehung von ungelerten und angelernten Arbeitern in den Produktionsprozeß, auf immer größere Schwierigkeiten.

In Amerika werden die Unterschiede zwischen der gelernten und ungelerten Arbeit durch nationale und Rassenunterschiede außerordentlich verschärft. Ein beträchtlicher Teil der ungelerten Arbeiter besteht aus Einwanderern und Negern. Während die gelernten Arbeiter, wie auch Coolidge in einer Rede auf den Kongreß betonte, verhältnismäßig gut entlohnt werden, hat ein großer Teil der übrigen Arbeiter keinen Anteil am amerikanischen Wohlstand. Diese Arbeiter sind von den Organisationen nicht erfasst, zum großen Teil durch die Schuld der amerikanischen Gewerkschaften. Nur in der Bekleidungsindustrie gelang es, eine mustergültige Organisation mit einem gut ausgebauten Ver-

trauensmännersystem zu errichten, die das Schlichtungssystem fast völlig beseitigte und die den europäischen Gewerkschaften am nächsten steht und zum größten Teil Einwanderer als Mitglieder hat. Die nationalen Schwierigkeiten, die hier zu beseitigen sind, gehen schon aus dem Umstande hervor, daß in manchen gewerkschaftlichen Versammlungen der Bekleidungsarbeiter die Reden in 15 Sprachen gehalten werden müssen.

Neben der eigenartigen seelischen Einstellung des Einwanderers und der verhältnismäßig größeren Aufstiegsmöglichkeit des amerikanischen Arbeiters tragen also ganz gewiß nationale und Rassenunterschiede dazu bei, daß ein einheitliches Klassenbewußtsein sich im amerikanischen Proletariat nicht entwickelt hat und daß neben der wirtschaftlichen keine politische Organisation der amerikanischen Arbeiterklasse entstand. Man darf aber nicht glauben, daß die amerikanischen Arbeiter politisch gleichgültig wären. Der Gewerkschaftskongreß hat eine parlamentarische Kommission aufgestellt und die Gewerkschaften versuchen ständig, auch auf das politische Leben Einfluß zu gewinnen. Nur hat ihr politischer Klassenkampf bisher keine selbständigen Formen angenommen. Dies ist neben der mangelnden Klassenolidarität auch auf die Eigenart des amerikanischen politischen Lebens zurückzuführen. Die Vereinigten Staaten sind ein Bundesstaat. Die sozialpolitische Gesetzgebung ist jedoch keine Bundesangelegenheit, die die Gesetzgebung einzelner Staaten in der Sozialpolitik sich zu weit vorwagt, so werden meist die kühnen Gesetze von den Gerichtshöfen aufgehoben. Die Macht der Gerichtshöfe, die sehr stark unter kapitalistischem Einfluß stehen, ist aber in der Verfassung verankert und Verfassungsänderungen sind sehr schwer durchzuführen. Die Schwierigkeiten der gesetzlichen Beeinflussung des Arbeitsverhältnisses begünstigen daher eine gewerkschaftliche Ideologie, die das Hauptgewicht nicht auf die Politik, sondern auf den wirtschaftlichen Kampf und auf die wirtschaftliche Verhandlung legt. Ganz gewiß vermöchte man die politischen Hindernisse viel leichter zu beseitigen, wenn die Stöckkraft der amerikanischen Arbeiterbewegung größer wäre, wenn es in Amerika eine große und einheitliche Arbeiterbewegung gäbe. Die Frage der Organisation der ungelerten Arbeiter in Amerika ist deshalb die Schicksalsfrage der amerikanischen Arbeiterbewegung.

3. R.

Arbeiterleben in Argentinien

Sieben Arbeiterparteien. — Kein Mittelstand. — Blechhütten neben Brunnpalästen. — Kapitalisten als Rotschäpel.

Buenos Aires, im Juni.

Die Präsidentenwahl mit gleichzeitiger Teil-erneuerung des Kongresses und Senats ist am 1. April in völliger Ruhe verlaufen, allein das Wahlergebnis wird wegen des komplizierten Verfahrens erst nach vielen Wochen bekannt. (Es hat den Sieg Triggopos gebracht. Red. d. B.) Tatsache ist, daß die dreifachen Wahlen eine Kraftprobe für die argentinischen Arbeiterparteien gewesen sind. Deren gibt es sieben, und zwar die Sozialistische Partei, die Unabhängige Sozialistische Partei, die Kommunistische Partei, die Argentinische Kommunistische Partei, die Kommunistische Arbeiterpartei, die Unabhängige Arbeiterpartei und die Laboristische Partei. Von diesen Parteien kämpften bei den Wahlen die zwei sozialistischen um die Vorherrschaft in der Arbeiterbewegung.

In Argentinien gibt es tatsächlich nur zwei Klassen, nur Arme und Reiche, denn einen „goldenen Mittelstand“ kennt man weder in den Städten noch auf dem Lande. In den Städten werden Unternehmer, die mit einem Kapital von 20000 Pesos aufwärts arbeiten, ebenso zu den Reichen gezählt wie sich diejenigen, deren Geschäftskapital unter dieser Grenze steht, von selbst zu den Armen zählen. In noch härterer Form tritt das auf dem Lande hervor. Wer einen Baugrund bis 200 Hektar besitzt oder eine Viertel Legua (625 Hektar) als Pächter bewirtschaftet, gehört in die Klasse der Reichen. Zu den Reichen wird er gezählt, wer ein schuldenfreies und gut bewirtschaftetes Anwesen von mehr als 200 Hektar sein eigen nennt. Von einem Mittelstand, einem Puffer zwischen arm und reich, kann nicht gesprochen werden. In den Städten stehen die elendesten Blechhütten neben den luxuriösesten Palästen, und auf dem Lande haust der Kolonist in seinem aus Gras und Erde erbauten „Rancho“ in Sicht der prachtvollen Landhäuser der Großgrundbesitzer, die ihre Gewinne aus der Verpachtung ihrer Ländereien, aus Viehzucht im großen uhm, im Auslande verbrauchen und zum großen Teil kaum einmal im Jahre ein paar Wochen in ihrem Landhause verbringen.

Entsprechend dieser Gliederung von Kapital und Arbeit ist die Stellung der Exponenten im politischen Kampf. Die Handarbeiter in Stadt und Land stehen mit ihren rabiaten Ansichten politisch zum Teil noch immer im Lager der Syndikalisten, Anarchisten, Maximalisten oder Bolschewisten, die Mehrheit allerdings in den zwei sozialdemokratischen Parteien. Die Wiedervereinigung der beiden Fraktionen könnte bei einigem guten Willen auf beiden Seiten nicht allzu schwer fallen. Ist doch die Spaltung im wesentlichen eine Frage der Taktik. Die alten Führer der Sozialistischen Partei sind für eine gemäßigtere Politik, während die jüngeren, die bei den Unabhängigen Sozialisten führen, eine schärfere Politik des Klassenkampfes wünschen.

Die geistigen Arbeiter sind noch immer in überwiegender Zahl Schleppenträger der bürgerlichen Parteien, besonders aber derjenigen Partei, die gerade die politische Macht in Händen hat, denn sie versprechen sich von ihr gut bezahlte Anstellungen mit wenig Arbeit. Gewerkschaftlich sind diese zwei proletarischen Lager in zahllosen und vollkommen selbständig arbeitenden Berufsvereinigungen organisiert, deren Sekretäre die Zentralisierung der Gewerkschaftsbewegung ebenso fürchten, wie das Zusammenarbeiten mit der Sozialistischen Partei. Eine Ausnahme bildet der Verband der Hafen- und Verkehrsarbeiter, der auf strenge Disziplin hält, das Schicksal des ganzen argentinischen Verkehrswezens in Händen hat und seinen Mitgliedern nicht nur die höchsten Löhne, sondern auch das Recht erteilt hat, über die Entlassung alter und Einstellung neuer Arbeiter selbst zu bestimmen. Aus dieser Machtstellung zieht der Verband der Eisenbahner einen guten Teil seiner Kräfte zu dem Kampf gegen die Unerschütterlichkeit der privaten Eisenbahngesellschaften, was wieder dem Agrarverband der selbständigen und der Pächterkolonisten zufließen kommt, abgesehen dieses ländliche Proletariat politisch vollkommen und diszipliniert ist.

Ein kurzer Rückblick ist da nötig. Als Ende 1918 und anfangs 1919 die maximalistische Propaganda ihren Höhepunkt erreicht hatte, war beinahe das ganze ländliche Proletariat maximalistisch gefärbt und es hatte nur auf das Stichwort aus Buenos Aires gewartet, „Kolonistenräte“ zu bilden, um den Latifundienbesitz aufzuteilen. Die Maximalistenbewegung in Buenos Aires ist aber eine kapitalistische Woge gewesen, an der sich beispielsweise das deutsche Großkapital mit der Gründung und Finanzierung der täglich erscheinenden „La Bandera Roja“ (Die Rote Fahne) sowie der Wochenchriften „Spartacus“ und „La Revuelta“ (Der Umsturz) beteiligt hatte! Diese Bewegung ist im Blute des Proletariats in der Bundeshauptstadt und im argentinischen Petroleumgebiet erstickt worden. In Buenos Aires geschah das vom 5. bis 11. Januar 1919, die denn auch offiziell unter der Bezeichnung „La semana tragica“ (Die tragische Woche) in die Geschichte Argentinien aufgenommen wurde. Die Ereignisse dieser Woche hatten die Arbeiterklasse derart mit lähmendem Entsetzen erfüllt, daß sie tatsächlich betäubt und unfähig war, irgend etwas zur Abwehr des Reaktionsterrors zu unternehmen. Ganze Schiffsladungen ausländischer organisierter Arbeiter sind damals deportiert worden. Das ist die schwerste Zeit der Arbeiterbewegung in Argentinien gewesen, die schließlich zu dem Beschluß des Gewerkschaftskongresses im gleichen Jahre führte, mit der Sozialistischen Partei zusammenzuarbeiten. Durchgeführt ist aber dieser Beschluß nicht worden. Die revolutionären Wogen in Europa hatten ihre Spritzer auch an die Gestade des Rio de la Plata geworfen und bei dem Proletariat Hoffnungen erweckt, die aber undurchführbar waren und so lange ein schöner Traum bleiben müssen, als es politisch zersplittert und gewerkschaftlich zerrissen ist.

Das größte Hindernis der argentinischen Arbeiterbewegung ist das Fehlen eines bodenständigen Proletariats. Eingeborene und eingewanderte Arbeiter sind gezwungen, Beruf und Arbeitsstellen fortwährend zu wechseln. Das System, Arbeiter jahrelang zu beschäftigen, wird hier verworfen, denn der einwandernde Arbeiter ist willig und anspruchslos. Qualitätsarbeit wird nicht verlangt. Jeder Unternehmer will möglichst schnell reich werden. Die Vorbedingungen sind dazu in der gewaltigen Größe des Landes, seiner geringen Bevölkerungszahl und in dem unermesslichen Reichtum des Bodens vorhanden. Dieser Stand der Dinge übt einen entscheidenden Einfluß auf das politische und soziale Leben und Werden der Republik aus. Der Arme will reich, der Reiche noch reicher werden. Die Armen sind die wertvollen Massen in Stadt und Land, die Reichen, die Nachkommen der in der Kolonialzeit allmächtig gewordenen Patrizierfamilien und die ausländischen Kapitalisten, von denen die ersten der Republik die Präsidenten und Regierungen, die anderen aber das Geld zur wirtschaftlichen Entwicklung geben. Die Armen sind aber politisch zersplittert, haben nur zum geringen Teil eine gesunde Weltanschauung und fördern so die Ziele ihrer Unterdrücker und Ausbeuter. Wir haben hier erwartet, daß die Aprilwahlen der Arbeiterklasse die Grundlage zu einem festen Zusammenfluß geben werden, damit endlich der Weg für die kraftvolle Entwicklung der argentinischen Arbeiterorganisationen freigemacht werden kann. Ob die Wahlen diese Hoffnung gestärkt haben, werden wir alsbald berichten.

Kampf gegen Zwangsgelehrgebung in Norwegen

Das norwegische Gesetz betr. das obligatorische Schiedsgerichtsverfahren bei Arbeitskämpfen hat Anlaß zu einem Kampf gegeben, der zwar keinen besonders großen Umfang aber doch ganz eigenartige Formen angenommen hat. Nach dem Gesetz kann die Betr. Behörde, wenn sie dies im Interesse der Allgemeinheit für nötig hält, jedem Streitfall einem Schiedsgericht zur Entscheidung unterbreiten. In Wirklichkeit hat die Regierung in den letzten Jahren bei jedem Konflikt das Schiedsgerichtsver-

fahren angeordnet, so daß das Streikrecht faktisch aufgehoben war. Die Erneuerung der in diesem Frühjahr abgelaufenen Tarifverträge wurde ebenfalls an das Schiedsgericht verwiesen, dessen Spruch auf 12 Prozent Lohnherabsetzung lautete, obwohl es nach der Senkung der Indizes nur zu einem Abzug von 8 Prozent berechtigt gewesen wäre. Der Schiedsspruch rief denn auch unter den Arbeitern große Empörung hervor und die Bauarbeiter mehrerer Städte, insgesamt ca. 3000, beschloßen, diesen Schiedsspruch nicht anzuerkennen und legten Ende Mai die Arbeit nieder. Diesem Vorgehen schlossen sich später ca. 1000 Buchdrucker und Buchbinder an.

Nach dem Gesetz ist jedoch jeder Arbeitskonflikt mit dem Ziel, andere Arbeitsbedingungen als die vom Schiedsgericht festgesetzten, durchzuführen, ungesetzmäßig und strafbar. Um sich nun nicht schadenbarlich zu machen und strafbar zu werden, waren sowohl der Gewerkschaftsbund als die betr. Verbände gezwungen ihre Mitglieder gegen die Teilnahme an den Streiks zu warnen. Auch mußten sie Abstand von jeder Beteiligung tun. Der Konflikt wird deshalb von einem von den streikenden Arbeitern eingesetzten Aktionskomitee geleitet. Es ist auch strafbar, die Streikenden in irgend einer Weise zu unterstützen. Den Gewerkschaften ist es dadurch unmöglich gemacht, Geldmittel für diesen Zweck zu bewilligen, weshalb versucht wird, die nötigen Gelder durch freiwillige Einzahlungen unter den norwegischen Arbeitern aufzubringen. Aber auch den Einzelnen ist es verboten, Beiträge zu geben. Zahlreiche der mehr hervortretenden Genossen sind deshalb von der Polizei zu Geldbußen von 50 bis 700 Kronen verurteilt worden. Da der Regierung keine direkten Mittel zur Verfügung stehen, um dem Gesetz Geltung zu verschaffen, greift sie auf allerlei andere Mittel, um die Arbeiter zu schädigen. Sie hat bereits der Staatsanwaltschaft dementisprechende Aufträge erteilt.

Da somit der ganze Staatsapparat gegen die Streikenden mobilisiert wird, ist es kein leichter Kampf, auf den sich die norwegischen Arbeiter hier eingelassen haben. Hoffentlich gelingt es trotz alledem den norwegischen Arbeitern, ihren berechtigten Forderungen Geltung zu verschaffen und den Kampf zu einem erfolgreichen Abschluß zu bringen.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 422.

Sonntag, 10.15: Übertragung des Gottesdienstes. — 12: Zeitzeichen und Wetterbericht. — 16: Religiöser Vortrag. — 16.20: Verschiedene Vorträge. — 17: Unterhaltungskonzert. — 18.50: Vorträge. — 20.30: Programm von Krakau. Anschließend Berichte und Tanzmusik.

Montag, 17: Kinderstunde. 17.25: Vortrag. — 18: Tanzmusik. — 19.30: Vortrag. — 20.15: Französische Lektüre. — 20.30: Konzertübertragung.

Krakau — Welle 422.

Sonntag, 10.15: Übertragung aus der Kathedrale von Wilna. — 16: Vorträge. — 17: Übertragung aus Warschau. — 18.50: Vorträge. — 20.30: Konzertabend. Anschließend: Übertragung aus Warschau. — 22.30: Konzertübertragung.

Montag, 12: Schallplattenkonzert. — 17: Programm von Warschau. — 17.25: Vortrag. — 18: Übertragung aus Warschau. — 19.30: Vortrag. — 20.30: Internationaler Konzertabend, Übertragung von Berlin. — 22: Programm von Warschau.

Polen — Welle 280,4.

Sonntag, 10.15: Übertragung des Gottesdienstes aus Wilna. — 12: Zeitzeichen und landwirtschaftlicher Vortrag. — 13: Für die polnische Jugend. — 17: Konzert der Warschauer Philharmonie. — 18.30: Kinderstunde. — 19.20: Plauderei in französischer Sprache. — 19.45: Vortrag, übertragen aus Warschau. — 20.15: Volksmusik. Anschließend die Abendberichte und Tanzmusik.

Montag, 13: Schallplattenkonzert. — 18: Nachmittagskonzert. — 19.15: Französischer Sprachunterricht. — 19.35: Vortrag. — 20.30: Abendkonzert. — 22: Zeitanzeige und verschiedene Berichte.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag, 10.15: Übertragung aus Wilna. — 12: Zeitzeichen. Übertragung von der Krakauer Kirche Notre Dame. Wetterbericht. — 16: Vorträge. — 17: Konzert der Philharmonie. — 18.50: Vorträge. — 20.15: Volkstümliches Konzert. — 22: Die Abendberichte. Anschließend: Tanzmusik.

Montag, 12: Konzert auf Schallplatten. — 17: Stunde für die Kinder. — 17.25: Vortrag. — 18: Übertragung von Tanzmusik. — 19.30: Französischer Sprachunterricht. — 19.55: Verschiedene Nachrichten. — 17.25: Abendkonzert. Anschließend: Berichte.

Gleiwitz Welle 329,7.

Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Verjuche und für die Junkindustrie auf Schallplatten. *) 12.55 bis 13.06: Neuerer Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitanzeige, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Verjuche und für die Junkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung. *) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonntags und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitanzeige, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung *) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A-G.

Sonntag, 8. Juli, 8.45: Übertragung des Glöckchenlautes der Christuskirche. 9.00—10.00: Übertragung aus Gleiwitz: Konzert. 11.00: Kath. Morgenfeier. 12.00: Konzert. 14.00: 10 Min. für den Kleingärtner. 14.10: Stunde des Landwirts. 14.35: Schachfunk. 15.00—15.30: Märchenstunde. 15.30—15.55: Englische Lektüre. 16.10—16.30: Übertragung aus Breslau-Morgenau: 42. Schlesische Ruder-Regatta. 16.30—16.55: Mt. Welt und Wanderung. 16.55—17.10: Übertragung aus Breslau: 42. Schlesische Ruder-Regatta. 17.10—17.35: Mt. Medizin. 17.55: Inhaltsangabe der Oper des Abends. 18.00: Übertragung aus dem Deutschen Nationaltheater in Weimar: „Jalisco“. Lyrische Komödie in drei Akten. 21.00: Übertragung aus dem Café „Goldene Krone“, Breslau: Konzert. 22.00: Die Abendberichte. 22.15 bis 23.30: Übertragung aus Gleiwitz: „Sonne und Wein!“

Montag, der 9. Juli, 16.00—16.30: Mt. Wirtschaft. 16.30 bis 18.00: Unterhaltungskonzert. 18.00—18.25: Stunde der Musik. 18.25—18.50: Übertragung aus Gleiwitz: Mt. Verkehrs-wesen. 19.25—19.50: Stunde der Technik. 19.50—20.15: Mt. Wirtschaft. 20.30—21.15: Musikalische Autorenstunde. 21.15 bis 22.00: Menschen am Meer. 22.00: Die Abendberichte und Berichte des Deutschen Landwirtschaftsrates.

Versammlungskalender

Mitgliederversammlungen des Deutschen Bergarbeiterverbandes.

Jalence. Am Sonntag, den 8. Juli d. Js., vormittags 9 1/2 Uhr, bei Golzpf.

Schwiebischowitz. Am Sonntag, den 8. d. Mts., um 2 Uhr, deutsche und polnische Klassengewerkschaften bei Wiczorek. Ref. zur Stelle.

Königshütte. Verband der Bergarbeiter am Sonntag, den 8. d. Mts., vorm. 9 1/2 Uhr, im Volkshaus. Ref. Kam. Seifelski.

Laurahütte-Siemianowice. Gemeinschaftliche Versammlung der Bergarbeiter, Metallarbeiter, Maschinisten und Seizer und der Mitglieder des R. C. B. betr. Aufstellung einer Kandidatenliste zur Betriebsrätewahl auf den Ritterschächten. Die Versammlung findet am Sonntag, den 8. d. Mts., vormittags 9 1/2 Uhr, bei Kosdon. Ref. Rihmann.

Ruda. Verband der Bergarbeiter am Sonntag, den 8. d. Mts., vorm. 9 1/2 Uhr, bei Maschke. Ref. Kam. Hermann.

Rydułta. Verband der Bergarbeiter am Sonntag, den 8. d. Mts., vorm. 9 1/2 Uhr, im alten bekannten Lokal. Ref. Kam. Smolka.

Arbeiter-Sängerbund in Polen, Gau Oberschlesien.

Am Sonntag, den 8. Juli, nachm. 2 1/2 Uhr, Bundes-Vorstandssitzung im Volkshaus Krol. Guta. Um 5 Uhr finden sich alle Vereinsmitglieder bestimmt ein. Am 15. Juli findet ein Gau-Ausflug an die weiße Przemsja statt, an dem möglichst alle Mitglieder teilnehmen sollen.

Bismarckhütte. Freidenker. Sonntag, den 8. Juli 1928, vormittags um 10 Uhr, findet in Krol. Guta, Ginnazjale 35, im Lokal bei Herrn Polchek die fällige Monatsversammlung des Freidenkervereins Bismarckhütte statt. Die Mitglieder werden ersucht, recht zahlreich und pünktlich zu erscheinen.

Bismarckhütte. D. M. B. Am Sonntag, den 8. Juli d. Js., nachm. 3 Uhr, findet beim Koll. Polchek, Krol. Guta, ul. Ginnazjale 35, ein Volksfest für die Mitglieder des D. M. B. der Zahlstelle Bismarckhütte statt.

Schwiebischowitz. D. S. V. P. Mitgliederversammlung bei Pawlas, Langestraße, Sonntag, den 8. Juli, nachmittags 3 Uhr. Referent Gen. Maßke.

Königshütte. Vereinigung der Kriegsverletzten und Hinterbliebenen. Fällige Monatsversammlung am Dienstag, den 10. 7. 28, 1/8 Uhr, im Gewerkschaftshaus, ul. 3-go Maja (Büfetzimmer). Mitgliedskarten als Ausweis mitbringen.

Königshütte. Freie Turnerschaft. Am Sonnabend, abends 8 Uhr, im Volkshaus (Vereinszimmer), findet die fällige Monatsitzung statt. Da die Tagesordnung wichtige Punkte umfaßt, wird pünktliches u. vollständiges Erscheinen aller Mitglieder und Freunde des Vereins erwartet. Anschließend gemütliches Beisammensein. Gleichfalls findet der Mannschafisabend der Handballabteilungen dortselbst statt.

Ruda. Freidenker. Sonntag, den 8. Juli 1928, vormittags 10 Uhr findet eine Sitzung für Freidenker und Feuerbestattung, Ortsgruppe Ruda, bei Herrn Busal (früher Flegel), ul. Kopernika 7, statt.

Nikolai. Freie Sängerb. Am Sonntag, den 8. Juli, unternimmt der Gesangverein einen Ausflug nach Jamnathal. Sammeln um 1/1 Uhr nachmittags am Kartoffelmarkt. Um vollständiges Erscheinen wird gebeten.



Wer sparen will, darf keinen Schuh ohne Berson tragen!

Geldausgeben ist sicherlich auch für Sie keine angenehme Tätigkeit. Wenn wir Ihnen einen Rat erteilen können, wie Sie Geld sparen und dabei noch Ihre Gesundheit schonen, so werden Sie ihn jedenfalls mit Interesse hören. Sie ärgern sich gewiß jedesmal, wenn Sie eine Rechnung für neue Schuhabsätze, Doppeler oder gar für neue Schuhe zahlen müssen, wundern sich und schimpfen, daß Sie so viele Schuhe zerreißen. Dieser Arger bleibt Ihnen erspart, wenn Sie an Ihren Schuhen **Berson Gummisohlen** tragen. Daß Schuhe mit **Berson** mindestens dreimal so lange aushalten wie mit Lederbesohlung, werden Sie schon beim ersten Versuch erkennen. Ihre Schuhe werden aber nicht nur bedeutend weniger abgenutzt, Sie werden auch finden, daß **Berson** ein elastisches, angenehmes Gehen ermöglicht, und daß Sie nicht ermüden, auch wenn Sie noch so lange auf holpriger Straße marschieren müssen. **Berson** verhindert auch Kopfschmerz, eine häufige Folge von Müdigkeit. Denn **Berson Gummisohlen** und **Gummisohlen** schützen den Körper und das Nervensystem vor den ständigen Erschütterungen, welche bei harter Lederbesohlung nicht zu vermeiden sind. Beachten Sie daher in Ihrem eigenen Interesse den Grundsatz: Keine Schuhe ohne **Berson**!

B E R S O N
ist angenehm zu tragen, dauerhafter und billiger als Leder.


Hüte
für Damen und Kinder
können Sie
selbst arbeiten
nach Beyers Führer für
Putzmacherei
im Hause
Die neuesten Modelle!
Überall zu haben u. d. Nachn.
Verlag Otto Beyer, Leipzig-T


Gerade
weil die Schuhe so teuer
sind, ist zur Pflege das Beste
gut genug, deshalb
spare dich
Erolaf

Central-Hotel · Kattowitz

Drozdowa 11 (Bahnhofstraße)

Treffpunkt aller Gewerkschaftler und Genossen

Angenehmer Familien-Aufenthalt :: Gesellschafts- und Versammlungsräume vorhanden

**Gutgepflegte Biere und Getränke jeglicher Art
Vortrefflicher Mittagstisch. Reiche Abendkarte**

**Um gest. Unterstüßung bittet die Wirtschaftskommission
J. A.: August Dittmer**

Anzerate in dieser Zeitung haben stets den besten Erfolg!

DRUCKSACHEN FÜR PRIVAT- UND GESCHÄFTSVERKEHR KATOWICE

Kataloge, Broschüren
Dissertationen, Werke
Jahresberichte, sowie
Drucksachen für Handel u. Gewerbe, Festlieder, Danksagungen



Einladungen, Diplome
Visiten- u. Geschäftskarten, Rechnungen, Verlobungs- u. Hochzeitsanzeigen, Tankarten, Zirkulare, etc.

Kościuszki 29

»VITA« nakład drukarski
Spółka z ograniczoną odpowiedzialnością